

Gerhard Johann Lischka

SUPERSURFACE

Die reine Oberfläche
der Kommunikation

© 2008

Benteli Verlags AG, Bern sowie Gerhard Johann Lischka
für die Texte bei Gerhard Johann Lischka

Konzept und Gestaltung: Arturo Andreani, Bern
Korrektorat: Miriam Waldvogel, Benteli Verlag
Gesamtherstellung: freiburger graphische betriebe (fgb),
Freiburg im Breisgau

ISBN 978-3-7165-1556-3

Benteli Verlag Bern – Zürich – Sulgen
www.benteliverlag.ch

2 DIE REINE OBERFLÄCHE DER KOMMUNI- KATION

Vorwort

Wir sind ein Teil der Welt auf und in die wir blicken, wobei auch die Welt auf und in uns blickt. Zunächst erscheint es uns unmöglich, dass auch wir – abgesehen von anderen Personen und Tieren – angesehen werden, zum Beispiel von Objekten. Doch werden wir uns einverstanden zeigen, wenn es sich um Plakate, Displays, Interfaces, Bilder, Fotos und Filme handelt, die auch zu uns sprechen. Hier wird uns klar, bei der Wahrnehmung der Welt vermittelt uns eine «Membran» im Wechselspiel mit der Situation, in der wir uns befinden.

Wo wir uns auch immer befinden, unaufhörlich zoomen wir uns näher oder ferner. In diesem Zustand des Dazwischen fühlen wir uns entsprechend bei uns, ausser uns oder in uns. Je nach dem geht es uns auch besser oder schlechter. Unser Wohlbefinden hängt davon ab, ob wir uns entfalten können, gehemmt sind, akzeptiert werden oder gar gefangen sind. Dabei handelt es sich sowohl um mental/psychische wie körperliche Zustände, in denen wir uns als Teil des Weltbildes als Bild von der Welt befinden, das uns genauso betrifft, wie wir es mit bedingen.

Das Weltbild besteht aus den mit dem Älterwerden gemachten Erfahrungen, dem Gewussten und den gegenwärtigen Umständen, die wir zu bewältigen haben – und selbstverständlich aus dem gesellschaftlichen Milieu und dem Herkommen, dessen Erbe (Gene) wir fortsetzen. Das Schicksal hat uns im Griff, unsere Intelligenz

und Schlaueit, Willenskraft, Begabung, Integrationsfähigkeit und das Glück in einer Zeit geboren zu sein, die uns doch viele Freiheiten lässt. Dieser Cocktail, mit Zugaben gut gemischt, wird immer wieder ein wenig anders schmecken.

Die Schnittstelle unserer Welt-Erfahrung wird mit ihrer Aussen- und Innenseite ständigen Veränderungen ausgesetzt gewisse Konstanten und Unvorhergesehenes aufweisen; sie ist emergent. Tatsächlich vergleichbar einer Membran, einer Oberfläche, die je nach Situation unterschiedliche Zustände annimmt, aber dennoch eine beschreibbare oder erfahrbare Oberfläche bleibt, die Information generiert und ablesbar macht. Diese Oberfläche ist Innen und Aussen, sie ist eine Schicht – dünner oder dicker –, bleibt aber die Schicht einer Schnittstelle (die gemeint ist), die im Unendlichen endlich ist.

Die Oberfläche der Schnittstelle war und ist die sinnliche Membran der Fauna und Flora, der Materialien und Medien, der Erscheinungen und Atmosphären etc. Mit der Verwendung neuer Energien hat Licht als Oberfläche und Projektion zusammen mit Tastaturen und Apparaten zu einer universellen reinen Oberfläche gefunden, die in jeder Grösse und Farbigkeit x-fach variabel ist. Wie die Sonne und der Mond, Tag und Nacht, Hell und Dunkel ist diese künstliche Schnittstelle zu einer Neudefinition des Weltbildes geworden und realisiert auf unterschiedlichste Weise die Welt und die Idee von der Welt.

Das Licht, respektive die Lichtgeschwindigkeit ist zum typischen und zentralen Medium geworden. In Form der Sonne war Licht bereits der erste monotheistische Gott (Aton) und als Symbol für das Göttliche erstrahlt es bis heute. Doch primär ist seine Erscheinungsweise als Information welcher Art auch immer diesseitig geworden. Das Format, in welchem das Licht erscheint, ist in typischer Rahmen gebündelt, in High Definition immer naturalistischer und in 3D unserer Realität täuschend ähnlich. Die Reality übersteigt die Realität, der Hyperrealismus verunsichert Unterscheidungen und zieht uns in den Sog des Artifizialen. Unser Bewusstsein kann sich dem Bluff der gewaltigen Simulation kaum entziehen.

Weil wir denken, dass sich ein Bild automatisch spricht und wir nicht genauer hinschauen müssen, um es gesehen zu haben, begriffen zu haben, sind Bilder dabei, Texte als Information zu verdrängen. Nicht Slogans, Kurztexpte etc., sondern seriöse, anspruchsvolle Literatur, die Konzentration erfordert. Reader, Zitate, nicht mehr ganze Bücher, aber herausgepickte Sätze, ein Gedanken, das ist heute Lektüre. Und den grossen Teil des Wahrgenommenen machen Bilder, Logos und Zeichen aus, die plakativ übertrieben oder absolut banal sind. Interessante Bilder so wie profunde Texte, Musik, auf die man hinhört und Bauten, die räumlich erkundet werden müssen, benötigen Zeit, und die hat man nicht.

In kurz bemessener Zeit nehmen wir oberflächlicher wahr oder sind es doch gewohnt, etwas schnell zu erkennen. Dem kommt die mit Licht erscheinende Information ideal entgegen. Wir klicken und zappen uns effektiv oder metaphorisch durch die Kanäle, die E-Mails, die Websites und sammeln vielleicht viele Informationen, fragen uns aber nicht, wofür sie gut sein sollen. Wir konsumieren Strom und zumeist nicht Erkenntnis. Wir surfen auf reinen, glatten Oberflächen, die sich uns widerstandslos eröffnen. Wir scannen uns Fastfood und Instantdrinks sekundenschnell zusammen ohne uns bewegt zu haben. Immer auf der Flucht gibt es keinen Halt, keine Zeit für den Genuss, der Moloch Information hat uns verschlungen.

Reflexion trifft hier schutzlos auf den Reiz, der fast keine Reaktion mehr zulässt. So sind wir dauernd angespannt und sehnen uns nach Entspannung und Erholung; Wellness erwartet uns. Und dann hätten wir gerne begriffen, wie man unter solchen Umständen überhaupt noch etwas begreifen kann. Wenn kein Moment in der Gegenwart ankommt. Wenn jeder Sinn sinnlos erscheint. Wenn weder Fragen beantwortet werden können, noch Antworten einen Fragenden erreichen. Dann ist die reine Oberfläche der Kommunikation erreicht, wo sie kommuniziert ohne als Kommunikation bewusst zu werden. Wie kann man «nicht nicht kommunizieren», wenn man nicht begrift, dass kommuniziert wird?

Wir kommunizieren mit dem Aussen und in unserem Innern, weshalb unsere Gedanken von anderen kaum erraten werden. Sei es denn mit Elektroden an unserem Kopf, die apparategestützte Bilder erzeugen, die doch schon Gedankenbilder sind. Lassen uns auch im Traum die unterschiedlichsten Bilder nicht in Ruhe, die zudem noch recht unsinnig erscheinen, haben wir eine Parallele zu den äusseren Bilderreizen, die sekundenschnell auf uns einwirken. Bei der Betrachtung dieser beiden Extrembilder können wir uns doch zumuten nicht in den Bildern unterzugehen, sondern sie zu unseren Gunsten zu leiten: durch Vergleiche und die Stütze exzellent gestalteter Bilder, wie wir sie durch künstlerische Kreationen der verschiedensten Art kennen.

Das verbindende Element ist dabei nicht mehr ein einer Wahrheit verpflichtetes Dogma welcher Fakultät auch immer. Es sind die Kontingenz, der Zufall, die Überraschung, das Spiel und die Phantasie, welche mit ihrer Offenheit das Sagen haben – wenn sich auch Standpunkte bewähren und zeitweise durchsetzen. Ähnlich der digitalen Konstante 0 und 1, mit der sich unvorstellbar viele Kombinationen generieren lassen. Die Reinheit der Zahlen wurde zum HUB als einer Oberfläche, die uns in einem energetischen Netzwerk verbindet. Die unaufhaltsame Dynamik von «Stop and Go» erscheint und verschwindet, die einzige Konstante des Lebens.

Ist der Strom an, tauchen wir in die Reality ein: das Paradies der Distanzlosigkeit in der Distanz, das aufleuchtende Licht der Information, des Wissens und der Unterhaltung in Bild, Text und Ton. Wir hören und sehen aus der ganzen Welt in einer hermetisch als reine Oberfläche zu uns kommenden Welt – mehr oder weniger aufmerksam – was der Globus und partiell dazu auch wir für mitteilenswert halten.

Medien-Kommunikation als Generierung von Formen in Medien ist der durch Strom angetriebene Prozess der Mediatisierung. Technologisch gesehen soll dabei die Qualität der Bilder, Texte und Töne zu einer mit der Realität verwechselbaren Kopie führen, zu einem Simulakrum oder einer Simulation. Die vorgetäuschte Welt soll

die Welt sein. Doch dieser Naturalismus hat nur insofern etwas mit der Realität zu tun, als er eine Realität der Medien ist. Da aber beide Realitäten, die Realität und die Reality, mental gesteuert werden, kann es leicht zu einer Verschiebung der Präferenzen kommen. Denn was im Kopf von Bedeutung sein soll, das bestimmt sowohl die Gesellschaft als auch das Individuum.

Die Gesellschaft setzt sich aus Individuen zusammen. Damit sie funktioniert, benötigt sie eine durch Übereinkünfte verschiedenster Interessensgruppen gebildete Kultur des Zusammenlebens. Diese Kultur drückt sich durch die herrschende Kommunikation in den Massenmedien aus; vornehmlich handelt es sich um Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Kunst. Ihren Repräsentanten korrespondiert durch Medienauftritte während kürzerer oder längerer Zeit ein Image, das durch sie zur Geltung kommt. Ob dieses Image Tatsachen entspricht oder einer Fiktion, ist nie genau ersichtlich. Denn in jede Mediatisierung mischt sich Manipulation – allein schon durch die Generierung der Form in ein Medium, welche nie ohne eine Veränderung zustande kommt.

Heisst schon Person Maske, ist die Maske die Basis des Medienauftritts, der wiederum einem gewünschten Image entsprechen soll. So mischt sich, was man persönlich sein möchte, mit der Vorstellung, wie man in den Medien aussehen muss, damit man mediengerecht empfangen wird. Ist der Mensch «nach seinem Bilde» geschaffen, so ist das Image eine möglichst genaue Kopie als Abbild vom Vorbild, von dem niemand wissen kann, wie es aussieht; denn Gott hat niemand gesehen. Man kann aber annehmen, dass mit dem Vorbild ein Ideal gemeint ist, das der Idee eines perfekten Erscheinungsbildes entspricht. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird demnach diejenige Gesellschaft die erfolgreichsten Images generieren, welche die effektivsten Distributionskanäle betreibt und ihre ideologischen Vorstellungen in globale Images verpackt am besten vermarktet. Weil wir der Begegnung mit den Images nicht ausweichen können – wegen ihrer All-Präsenz – wirken sie auch gegen unseren Willen auf uns ein. Sie sehen uns an und wir werden dann und wann auch unser Augenmerk auf sie richten.

Das Image ist ein Übergesicht, die Idee eines Bildes von einem Gesicht oder die Vorstellung von einer Marke, eines Produkts, wobei es vor allem um Vertrauen, Qualität, Tradition und Kundenbindung geht. Das Image ist ein inneres und äusseres Bild. Als Gedanke ist das Image nicht arretierbar, da es sich mit der Zeit auch verändert, erneuert. Als tatsächliches Bild wird es als reine Oberfläche eines Produkts erscheinen, bei Personen in vielen Möglichkeiten variiert. Das Image ist zunächst ein geschöntes Bild, kann jedoch um Aufmerksamkeit und erneute Bedeutung zu erhalten, diverse Stadien durchlaufen.

Die Vielfalt unseres eigenen Erscheinungsbildes korrespondiert als Realität der Reality, ist aber immer direkter Ausdruck der Lebensumstände und ihrer Komplexität. Hier spricht man in Unterscheidung zu einem Anderen vom Selbst. Durch den Zusammenprall des realen Selbst und des medialen Image, das viele Rollen kennt, verwendet man in Anlehnung an die Variabilität des Image und das Verlangen des Individuums nach Veränderung (und Verbesserung) den Begriff der multiplen Persönlichkeit. Eine Gratwanderung zwischen dem, was man selbst sein möchte und wirklich ist. Es handelt sich dabei sowohl um eine Befreiung von fixen Zuschreibungen als auch um eine Haltlosigkeit. Diese der borderline ähnliche Situation soll möglichst zur Befriedigung eigener Wunschvorstellungen bewältigt werden.

So wie eine Trennung des Geistes vom Körper unmöglich ist, so ist das Selbst mit und durch die Gesellschaft und ihre Einschreibungen verbunden. Ob genetisch, biologisch, milieubedingt oder klimatisch, lokal und global: das Selbst ist nur in Beziehung zum Anderen, der Familie, Gruppe, Gemeinschaft, ferner zu den Objekten, der Umgebung und Umwelt definierbar. Wir leben dank einander und miteinander. So gesehen ist zwar jede/r sich selbst, aber dennoch das Produkt der Anderen. Bei der sich breit machenden Isolation des Einzelnen, bei der Atomisierung des Gemeinschaftlichen in unserer Zeit könnte man annehmen, dass es nur noch «Selbst/e» gebe. Im Trend ist die Coolness, Selbstüberschätzung

und Angeberei als asoziale Haltung eines jeden gegen jeden.

Allem Anschein nach ist – weil es ja ohne den Anderen nicht geht – die übliche Selbstinszenierung und Präsenz via Handy, Internet und den zur Verfügung stehenden Medien eine Selbstvergewisserung. Denn die Dauerpräsenz im Anschluss an die Apparate ist bestimmt ein Zeichen der Angst davor auch einmal mit sich allein sein zu können; bei sich zu sein anstatt «standby». Ein typischer Ausdruck des In-sich-gefallen-Seins sind dann die endlosen Mitteilungen darüber, wo man sich gerade befindet, was man tut, wie man aussieht, mit wem man zusammen ist.

Diese Positionierung des Selbst ist eine Spur und eine Reise, der Lebensfaden, wie ihn ehemals die Parzen bestimmten. Heute sind es die Topoi auf dem Erdenrund vermischt mit den Vorstellungen, wo und wie wir gerne wären. Benannt mit Vor-, Nach- und Übernamen oder selbsternannt, haben wir je nach Beruf und Betätigung einen «Namen», ein positives oder negatives Image und den dazu gehörigen Ruf. Eingeschrieben und nachgesagt haben wir einen Namen. An Gesicht und Körper und am Habitus werden wir genauso wie an der Stimme unter anderem auch an unseren Werken erkannt.

Wie in einem Spiegel erkennen wir unsere Position in der Umwelt zunächst durch Zeichen, durch die Spiegelung in den Augen des Gegenübers, im stillen Wasser, schliesslich auf schwarzem Obsidian und goldgelber Bronze. Als richtige Spiegel aufkamen, wurden sie zunächst als Hexerei bezeichnet und schon bald als Überwachungsinstrument verwendet. Treten wir uns in ihm auch seitenverkehrt gegenüber, der Spiegel ist unser steter Begleiter, sodass wir sogar die Darstellung der Welt als Widerspiegelung bezeichnen. Es ist das Erkennen durch das Wieder-Erkennen von etwas, das wir begriffen haben.

Sich im Spiegel zu betrachten ist zwar eine minime, aber dennoch eine Form von Aktion: sie ist die erste Interaktion. Und da wir heute mehr zur Interaktion als zur Aktion schreiten, ein prototypischer Akt. Ähnlich dem Akt des

Erkennens, wie der Liebesakt genannt wurde. Neben das Spiegelstadium, das frühkindliche Begreifen der Trennung von Selbst und Umwelt, tritt durch die Mediatisierung das Videostadium in unser Leben. Es ist das durch Kameras aufgenommene Bild von uns: bewegt und fixiert begegnen wir unserem in einem gewissen Moment aufgenommenen Bild und erscheinen live oder archiviert.

In der Herrschaft des Immateriellen der Reality machen wir uns nur noch selten die Hände schmutzig. Wir gebrauchen sie bestimmt so wie in früheren Zeiten. Doch die Oberflächen, ihre verschiedenartigsten Strukturen und Konsistenzen sind vornehmlich sauber, glatt und glänzend. Es sind Schalter und Tastaturen, die gedrückt und berührt werden, um die Apparate zu bedienen, die wiederum die Aktion ausführen. Das kann so weit gehen, dass viele Prozesse von Apparaten über Apparate ohne weitere Interaktion unsererseits ablaufen. Bewegt wird die Bewegung durch die sanfte Erregung energiegeladener Motorik.

Ist somit Bewegung als Performance eine Aktion fast ohne körperlichen Einsatz, d.h. auf einen Befehl akustischer oder taktiler Art, so können Leistungen – wie Performances – als Wetten auf Aktienkurse grosse Erträge bringen. Gerade im Vergleich zu gesellschaftlich eher verachteter körperlicher Anstrengung. Diese bringt nur im Spitzensport und Fitnessbereich Anerkennung, doch wer sich bücken muss, im Schweiß und Dreck arbeitet, muss unten durch.

Wird unser Leben von der Reality und ihrem Performativ dominiert, sind die Medien die Taktgeber im energetisch geladenen Verteilernetz. Die Frage ist dann, was denn Medium alles bedeutet. Wenn schon vieles Medium genannt wird, ist es bestimmt von Vorteil den Prozess, den jedes Medium darstellt/beinhaltet, nämlich die Mediatisierung in den Vordergrund stellen, den dauernden Wandel zu betonen. Damit sich eine Botschaft wahrnehmen lässt, sind die im Medium auftauchenden Formen die momentan notwendigen Haltepunkte, die zu entsprechenden Kombinationen sich verdichten. Medien sind

der Schirm, auf dem Botschaften fixiert oder flüchtig erkannt werden.

Als weitere, offen gehaltene Definition können wir von Multi- und Intermedien sprechen. Es gibt eben eine Vielfalt von Medien, die Massenmedien und partikulare Medien, die neben und miteinander gebraucht werden können. Aber auch die Vermischung, Neukombination von Medien; selbst von den Medien und unserem Körper, wenn wir auch diesen als Medium bezeichnen wollen. Was aber immer gewährleistet sein muss, ist das Dazwischen als Garant des Medialen: Medien sind Membranen, die von aussen und von innen bewegt sind, flüchtige, pochende Elemente.

Bestimmt dient der Begriff Medium üblicherweise dazu die Massen Kommunikations Mittel zu bezeichnen. Sie ermöglichen es den Massen von Empfängern dem jeweiligen Sender entsprechende Formen zu decodieren. Bücher und Zeitungen lesen, Filme ansehen, Radio empfangen, TV konsumieren ist Massenkommunikation. Diese Medien bildeten ihre spezifische Konsumationsform aus. Doch mit der Etablierung des Internets tauschen wir interaktiv Botschaften aus und partizipieren am Austausch von Informationen im globalen Massstab, eine bisher nicht gekannte Dynamik als Universum virtueller Vernetzung und Selbstbeteiligung.

Medien sind Transporteure von Botschaften, wobei der Transport durch einen «Träger» vorgenommen wird, der von materieller und immaterieller, analoger oder digitaler Art ist. Ähnlich der Funktion des Gehirns, in dem durch Feuern der Neuronen in den verschiedenen Regionen Geist und Gefühl wahrgenommen werden. Atome und Bits bewirken das Zustandekommen von Inhalten, die wir auf Grund von Codes gelernt haben und verstehen. Dabei handelt es sich um Gene und die einer jeweiligen Kultur entsprechenden Zeichen.

Wird in der Universalmaschine Computer auf der Basis von fließender und nicht fließender Energie nach alphanumerischem Code jegliche Information von Bild, Text und Ton digitalisiert, haben wir in ihm das ideale Instrument Botschaften instantan zu übermitteln. Und

wird der Computer immer kleiner und der Zugang zum Internet einfacher, kann jede/r zum Knoten – einer Verbindungsstation – im den Globus umspannenden Netz der Information werden. Sender und Empfänger fallen medial zusammen.

Dass wir global atypisch jederzeit kommunizieren können, ist tatsächlich eine technologische und kulturelle Neuigkeit, die in ihrer Dynamik unser Leben stark verändert. In dem Sinne, dass unser soziales Leben immer mehr entkörperlicht von Projektionsflächen bestimmt wird. Die über und von uns gesammelten Daten sind irgendwo im Netz, in dem als globales Gehirn (Grid) alles speicherbar ist, als unser Double virulent.

Unser Leben war in jeder Entwicklungsstufe von den gesellschaftlichen Beziehungen und Verknüpfungen direkter Art abhängig und bestimmt. Zu dieser körperlich vermittelten Vernetzung, die selbstverständlich die primäre Wirklichkeit darstellt, kommt die den medialen Radius erweiternde und sich verselbständigende Pseudo-Wirklichkeit, die aussengelenkt, ein mentales Produkt ist. Ob dieses Netz unsere Möglichkeiten tatsächlich zu unseren Gunsten repräsentiert und damit unsere Präsenz bereichert, hängt davon ab, welche Präferenzen wir setzen.

Was wollen wir denn mit der enormen medialen Erweiterung und mentalen Präsenz in der Globalisierung erreichen? Oder fragen wir besser: Was macht die immer näher an und in unseren Körper kommende Mediatisierung mit uns? Wir erweitern unseren Körper mit den ihm zugrunde liegenden Eigenschaften durch den forcierten Einsatz der Medien zum Medien-Körper. Unsere Körperlichkeit durchschreitet zum einen – bei entsprechender Gesundheit – die Lebensalter, mit der Sicherheit zu sterben. Zum anderen umkreisen Bilder, Texte und Töne, die von uns im Umlauf sind, unseren eigenen Körper und den aller anderen, die sich an den Apparaten zu schaffen machen. Wir werden zu versubjektivierten Objekten oder verobjektivierten Subjekten, wir sind Trajekte.

Bisher gab es das Hin und Her der freien Rede. Den Klatsch und Tratsch als Polylog. Diskussionen nach Vor-

trägen, Theater, Kino, Sportanlässen und TV Sendungen. Immer waren Normen der Kommunikation hierarchisch vertikal geordnet, damit ein gesellschaftlicher Konsens entstand. Auch heute sind Verhaltensformen gegeben, die das Zusammenleben regulieren. Selbst wenn diese Regeln gebrochen werden, die Grundformen sind erhalten geblieben. Sie sind die Basis, auf der sich leben lässt und die Ideen, die uns zu Veränderungen führen.

Weil unser Lebensrhythmus bereits auf grosser Beschleunigung beruht, werden die Veränderungen oft gar nicht spürbar, weil man nicht auf alles die Aufmerksamkeit richten kann. So wird auch vieles unbewusst wahrgenommen. Und plötzlich bemerkt man Unerwartetes. Aber eigentlich spielt eine neue Situation keine grosse Rolle, denn das nächste Unerwartete, das man aber bemerkt hat, ist bereits am Zug. So pendelt sich auf irgendeine Art und Weise unser Bewusstsein auf die Gegenwärtigkeit ein, in der wir uns immer als das Dazwischen von Vergangenenem und Zukünftigem empfinden.

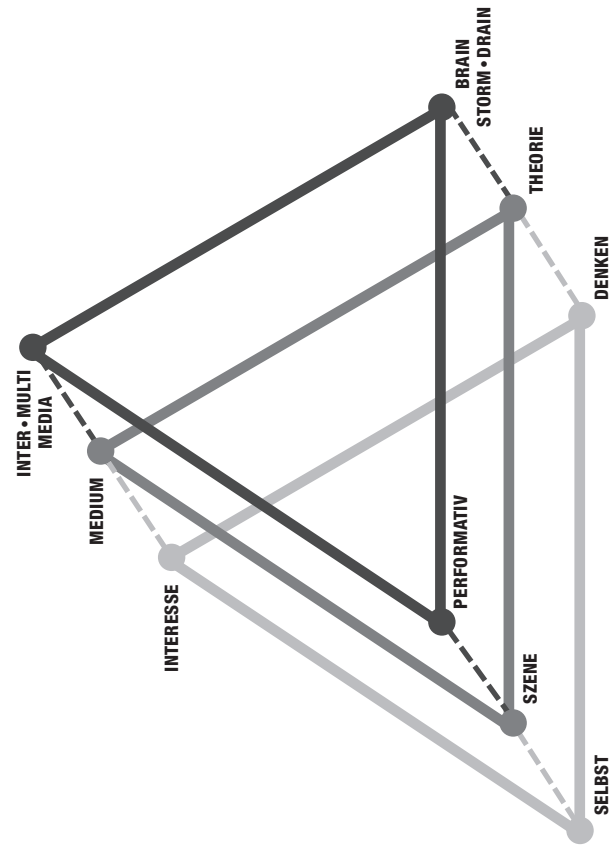
Wie nehmen wir demnach was wahr und denken, dass es tatsächlich etwas mit uns zu tun hat? Was ist wirklich und was unreal, wahr oder falsch, Realität, Illusion und neulich Virtualität oder Simulation? Wahrscheinlich ist, dass wir diese Fragen noch nie beantworten konnten, aber bis heute einen von der Gesellschaft vorgegebenen Raster internalisiert hatten. Sender und Empfänger waren und sind noch hierarchisch organisiert, auf jeden Fall in fundamentalistisch ausgerichteten Gesellschaften. In vielen Bereichen wird sich ein vertikal ausgerichtetes Prinzip auch weiterhin bewähren, wenn es um Erfahrung, Anerkennung, fachliche Autorität, um Erziehung und Anstand geht. Es handelt sich dabei auch um eine Struktur des Verhaltens, um die Vereinfachung von Kommunikation.

Da sich die aktuellen Medien immer mehr und direkter ans Individuum richten, die totale Aufsplitterung des Gesellschaftlichen verfolgen, aber dennoch massenkompatibel sein wollen, prallen auch die von den Individuen

als Sender verschickten Botschaften auf die von den Massenmedien über die Individuen verstreuten Sendungen. Die Einzelnen als Sender wollen viele Klicks und gehen alle gegeneinander quasi kannibalisch vor. Die Massenmedien jagen sich gegenseitig die Kundschaft ab und wollen ihre Auflagen, Einschaltquoten etc. steigern. Neue Riesen, die Zwerge waren, kämpfen genauso ums Überleben wie das Globale auf das Lokale prallt. Ein gewaltiger Medien-Hype ist im Gange und fordert uns als Mediatisierte zur Mediatisierung heraus.

Die Welt berührt uns und wir berühren die Welt. Diese Berührung erfolgt entweder direkt oder indirekt, selbst- oder fremdbestimmt. Dabei fühlen wir uns abwechselungsweise mehr ausserhalb, dann wiederum innerhalb gegebener Situationen. Und wir reagieren auf jeweilige Atmosphären oder können sie erzeugen. Unser Befinden ist das Hin und Her der steten Bewegung und Erregung der Kommunikation, die als Membran zwischen uns und der Welt pulsiert. Wer den Takt des Pulses vorgibt, ist schwierig zu eruieren, denn das Gerangel um den Taktstock ist gewaltig. Jede/r möchte ihre/seine Position als die wichtigste in den Vordergrund schieben, um sich Vorteile zu verschaffen. Wer dabei auf der Strecke bleibt, der wird in der Betriebsamkeit fast nicht mehr wahrgenommen, denn der eigene Horizont ist – der Gesellschaft zum Trotz – immer dominant.

Je mehr sich Individuen statt Kollektive zu Wort melden, desto komplexer wird der Zusammenhalt gesellschaftlicher Strukturen. Einfache Lösungen des Zusammenlebens sind nicht mehr gefragt, respektive möglich. Somit ist Reduktion keine Option. Wenn plurale Interrelationen gegeben sind, führen nur Interaktionen zu akzeptablen Ergebnissen. Und diese Interaktionen werden sich der zur Verfügung stehenden Medien bedienen, die als Kommunikation eine vielschichtige Membran ist.



Das Regime des Image

216 Seiten
ISBN 978-3-7165-1305-7
Benteli Verlag 2003
S. 7–18



Um kommunizieren zu können, benötigen wir Medien. Dabei ist das Medium aller Medien, das Medium, das wir am schnellsten wahrnehmen und das uns am meisten interessiert, das Gesicht. Das Gesicht wiederum ist nicht «nur» das Gesicht, sondern das «Gesicht» des Gesichts; das, was wir sehen und das, was wir sehen möchten oder nicht sehen können, obwohl wir es sehen. So ist ein Gesicht zwar sichtbar: doch wir projizieren unsere Erfahrung auf ein Gesicht oder versuchen hinter es zu sehen, es zu durchschauen, wir erinnern uns an ein Gesicht, wir können ein Gesicht sehen und sobald die Person zu sprechen beginnt, verändert sich durch das Gesagte unser Bild vom Gesicht.

Das Faszinosum Gesicht ist gerade, dass es nie nur Gesicht ist, sondern immer auch die Idee des Gesichts, was so weit gehen kann, dass wir mit dem Image sogar die Loslösung vom optischen Gesicht feststellen, die das Gesicht auf eine Idee, eine Ware, eine Firma überträgt. Wir haben dann ein «Gesicht», das von der Akzeptanz, vom Erfolg, vom Zustand eines «Objekts» spricht. Hier wird der Rahmen des realen Gesichts gesprengt zu seiner Abstraktion, die eine realistische Einschätzung bedeutet.

Diese enorme Spannweite, in der/mit der das Gesicht uns begegnet, bewirkt auch, dass es in vielfältigster Weise gebraucht und missbraucht, geliebt und gehasst

wird. Es ist in extremer Polarisation gesehen ein wissenschaftlich studiertes mimisches Display, das wir nur zu gerne durch seine Form in seinem Aussagewert klar bestimmen möchten – was die Physiognomik immer scheitern lässt. Und es ist ein Corporate Branding, ein Anreiz für die Ware, die es verkaufen soll, durch das es Erfolg haben sollte, weshalb es in jegliche Metamorphose getrieben wird.

Schliesslich kann das Gesicht auf Münzen und diversen Geldformen auch zum Logo «verobjektiviert» sich in alles verwandeln, was überhaupt käuflich erworben werden kann und uns dadurch in x Formen anzieht und abstösst, auf unheimliche Art erscheint. So ist das Gesicht eine Norm, ein Gebot, ein Verbot, eine Drohung, eine Anziehung, ein Medium, dessen Formenspiel wir in unendlichen Verschiebungen beobachten, werten und dementsprechend bedienen.

Die Basis-Formation Gesicht ist zwar banal als Punkt, Punkt, Strich, Komma von einem kreisförmigen/ovalen Gebilde eingefasst, was uns aber heutzutage als Augen, Nase, Mund, Kinn, Ohren und Stirn, Wangen und Hals, Haar und Haut von Angesicht zu Angesicht und über Presse, Film, Video, Computer und Kunst begegnet, ist der schiere Terror der Gesichtlichkeit. Zusammen mit dem gesprochenen oder gedruckten Namen drängen sich uns dermassen viele Gesichter auf, die nach «Wichtigkeit» gestuft individuell nochmals vervielfältigt und vielzählig erscheinen, dass man getrost von einer Überfütterung durch Gesichter sprechen kann.

Bestimmt wollen die bedeutenden Persönlichkeiten und Stars ihrem Image entsprechend publik sein und ihre Berühmtheit ruft nach medialer Präsenz. Und durch die Selektion der berühmteren von den berühmten Gesichtern werden letztlich nur noch verhältnismässig wenige globale Gesichter übrig bleiben, die dadurch eine Allpräsenz haben und zusammen mit einigen Firmenlogos, auch im Austausch mit ihnen, von einem Superface sprechen lassen. Dies in Anlehnung an die globale Superästhetik, welche uns in/mit ihrem spiegelglatten, perfekt abweisenden Surface als die Schönheit der Schönheit begegnet und verführt. Diese Oberflächen

erscheinen nicht von Menschen behandelt, sondern von anderen Wesen geschaffen, von Göttern oder von Maschinen.

Ist das Image als globales Superface auch während einer gewissen Dauer tatsächlich ein Gesicht, das uns verfolgt und von überall her anblickt, so wird es doch wiederum von anderen Gesichtern verdrängt werden: der Olymp verträgt keine lange Zeitspanne mehr. Und wie keine einzige der altägyptischen allerheiligsten goldenen Götterstatuen überdauerte (weil sie gestohlen und eingeschmolzen worden sind), wobei die Pharaonen die ersten Superfaces waren/hatten, so vernichtet unsere schnelllebige Zeit die Images zu neuen Images, um Erfolg zu perpetuieren, ihn nicht zugunsten der Vielfalt der Gesichter, der tatsächlichen individuellen Präsenz aufzugeben. Denn vom Angesicht zu Angesicht in Vertrautheit gibt es kein Image, sondern die endlose Lektüre des Kennenlernens der Befindlichkeit eines Gegenübers.

Sollten Gott und die Götter tatsächlich halluziniert worden sein, wie es aktuelle neurologische Untersuchungen festgestellt haben wollen auch halluziniert werden, so hat sich das Numinose als Image und daraus das Image als verabsolutiertes Gesicht und Superface/Surface seit den ersten Grosskulturen nicht nur überall etablieren können, es liess sich sogar vom Jenseits Schritt für Schritt ins Diesseits transponieren und durch die Mediatisierung jederzeit aktualisieren. So haben wir es nicht nur mit einer Säkularisierung der Religionen zu tun, sondern auch mit der Errichtung neuer Altäre für die Objekte/Subjekte, auf denen den Berühmtheiten für kürzere oder längere Zeit das Spektakel der Nimbus-Verleihung zelebriert wird.

Zunächst stellen wir fest, dass ein Gesicht zu beschreiben fast unmöglich ist, weil jedes Gesicht anders ist und wir deshalb gezwungen sind einige wenige Merkmale festzuhalten, die charakteristisch sind. Wie z.B. ein grosser Mund, eine lange Nase, kleine eng beieinander liegende Augen etc. Selbst von Personen, die wir sehr gut kennen, lässt sich nur schwer sagen, wie ihr Gesicht

aussieht. Das mag der Grund dafür sein, dass wir das Gesicht abstrahierend als «Gesicht» bezeichnen, womit selbst ein Geist gemeint sein kann, von dem man nicht weiss, ob man ihn tatsächlich gesehen hat. Ist das «wahre» Gesicht – bedingt durch seine psycho-physische Verschränkung und Veränderbarkeit – vielleicht nie sichtbar, eher schon erahnbar, so wird es als die übliche Person (Maske) doch wie selbstverständlich wiedererkennbar, selbst nach vielen Jahren und die durch das Älterwerden gegebenen Differenzierungen oder aktuellerweise chirurgischen Eingriffe zur Verjüngung.

Dieses Gesicht nach dem Gesicht, das wir immer erkennen, sei es in direkter Begegnung oder medial, können wir deshalb face nennen. Haben wir es einmal gesehen, haben wir es durch seine einmalige «Zeichnung» registriert, ist es sofort der jeweiligen Person zuschreibbar. Selbst wenn sie ein face-lifting hinter sich hat, stark geschminkt ist, wenn wir sie auf einem Foto, in einem Film oder im Internet sehen. Auch noch in stark übertriebenen Karikaturen sind die individuellen Züge lesbar, sie sind schliesslich auf die wenigen Charakteristika reduzierbar.

Mit dem Gesicht ist der Anblick gemeint, das, was wir anblicken und was im Gegenzug uns anblickt. Es ist der Akt des Sehens in seiner konzentriertesten Bedeutung, sowie der Inbegriff dessen, was man sehen kann, zu Gesicht bekommt. Und das, was das Sehen mit Sinn erfüllt, weil das Gesehene zu uns spricht und wir verstehen müssen, wie wir diese Sprache des uns Ansehens interpretieren. Je öfter wir ein Gesicht als direkt angeschaut sehen möchten oder doch in unserer Nähe wissen möchten, desto lieber haben wir die damit uns begegnende Person. Je öfter ein Gesicht als abgebildetes erscheint, desto mehr Ansehen hat es in der Gesellschaft. Im ersten Fall wird und ist uns ein Gesicht vertraut, weil wir es kennen, im zweiten, weil es uns zwingt es immer wieder in möglichst fotogener Art und Weise anzusehen oder weil es uns direkt (durch den Blick in die Kamera) anblickt: Gesehen haben wir dieses Gesicht, auch wenn es ein «Gesicht» ist. Das Image eignet ihm dadurch, dass wir wissen, dass wir es gesehen haben

und wir es wiedererkennen, obwohl wir es nie direkt wahrgenommen haben.

Haben wir uns daran gewöhnt ein Gesicht zu «kennen», wenn wir es auch nur medial gesehen haben, so gewinnt das Gesicht als face, als nur indirekt gesehenes an Gegenwärtigkeit des Medialen. Diese Zwischenstellung kann dann als neutrales Gesicht auch nur noch eine Zwischenfläche sein, die eine Botschaft vermittelt, ein Interface. Das Gesicht als psychophysische Landschaft verliert dadurch seine ursprüngliche Bedeutung und wird ganz allgemein zu einer Informationsfläche, die uns zur Verfügung steht. Dass Interface auch Schnittstelle heisst, will dann sagen: Hier ist der momentan gegebene oder bestimmte Ort, an dem wir eine Mitteilung erhalten oder verschicken, eine Information austauschen, eine Botschaft übermittelt wird. Ist die direkte Kommunikation mit ihren sinnlichen Dimensionen telematisch immer mehr gebrochen, werden die Interfaces welcher Art auch immer zunehmen und uns makro- und mikroinvasiv begleiten.

Das Interface ist wie das Gesicht reine Vorderseite; der Ort, wo wir die Information vom Zustand des Körpers, von den Möglichkeiten der Apparatur erhalten. Die Übertragung des Gesichts, der Idee des Gesichts, macht aber in diesem Sinne einer sprechenden Fläche, eines dekodierbaren Zeichenangebots, vor nichts Halt. Der Bezug zum menschlichen Gesicht kann dabei direkt oder gar nicht mehr hergestellt werden. Es funktioniert von den Fassaden der Häuser, der Frontpartie der Autos, selbst bei der Positionierung der Moleküle, die sich Kopf an Kopf legen. Sind Häuserfassaden mit Türe, Fenster und Dach als Mund, Augen und Kopfbedeckung heutzutage oft auch nicht mehr so anthropomorph lesbar, sind sie doch als Interface verstehbar. Und Gesicht, Vorderseite, Wappen, Marke, Markierung, Branding, Logo werden zu einer vielfältigen Einheit als Reduktion von Komplexität, die optischen Signalcharakter hat. Wenn das Interface zum Gesicht der Macht wird, das mit raffinierten Tricks Information zum Befehl verwandelt, ist

es ein Superface. Diese Verwandlung ist wie ein Wunder oder eben ein Zaubertrick, man will die wie von geheimen Kräften gesteuerte Aktion nicht glauben und dennoch staunen wir über sie und akzeptieren sie stillschweigend. Seit Menschengedenken gibt es dieses Unerklärliche, das wir gerade deshalb, weil es über unser Begreifen hinausgeht, auf irgendeine Art doch bewältigen möchten: indem wir Opfer bringen, Kulte pflegen, die das Mystische in der Gruppe zelebrieren, Entlastung in der Verweigerung suchen und Gegenkulte etablieren.

Das Superface ist das Gesicht hinter und vor dem Gesicht. Es ist die Sonne, die uns beim Anblick blind macht und dennoch alles überstrahlt. Es sind die gleissende Helligkeit und das unheimliche Dunkel, welche die Endpunkte der optischen Wahrnehmung markieren. Es sind die Extreme, die aufeinander prallen und unsere übliche Sensibilität ad absurdum führen. Wir können dann nur noch klein begeben, weil die globale Medienmaschine wie die Sonne an den Interfaces uns in Echtzeit anstrahlt. Und möchten wir uns vor dieser «Sonne» schützen – wie wir es mittlerweile auch beim Sonnenbad sollten – gebietet sie dennoch als Fremdbestimmung über uns. Die Anderen sind die Kommunikations-Verstärker, die uns unplugged erreichen.

Und es ist unser Bedürfnis nach Bewertung, nach Vorbildern, denen wir nacheifern können, schliesslich nach Anerkennung dessen, was wir tun und zu leisten imstande sind. Auch der Hang, Ausserordentliches zu bewundern und Übermenschliches zu fordern, sind Generatoren des Superfaces. Eine Haltung, die automatisch zu Gewinnern und Verlierern führt, die Platzierung erfordert und Ranglisten erstellt, die Reihenfolgen mit Gold, Silber und Bronze beginnen lässt und fast nur noch von der Nummer Eins spricht.

Zum Tanz um das Goldene Kalb, zum alles überstrahlenden Gewinn, ist seit langem der Oskar avanciert, dem wiederum viele partikuläre Preise nachempfunden wurden und werden. Nur noch wenige Auszeichnungen erreichen diese Wirkung, die für eine solche Aufmerksamkeit sorgt: die Fussball- und Boxweltmeisterschaft, die

Olympiade, vielleicht noch der Nobelpreis, der für wissenschaftliche und kulturelle Leistungen steht. Letztlich sind diese Preise aber auch nichts anderes als der Kampf um den Platz an der Sonne, im Scheinwerferlicht, das Stars aus der Dunkelheit der Masse in die Helligkeit des gefeierten Subjekts taucht. Wie lange die jeweiligen Stars strahlend erscheinen, ist eine andere Sache.

Was kann uns nun helfen unser eigenes Gesicht zu zeigen und zu wahren, wenn wir der entfesselten Kommunikation durch die Multi-Welt-Medien-Welt entkommen möchten? Bestimmt nicht der Weg zurück zur «Natur», die jenseits biologischer Gegebenheiten immer eine Definition der jeweiligen Kultur ist. Auch die Verteufelung der Medien, indem wir ihr Requiem anstimmen, kann nicht geeignet sein, die komplexen Verstrickungen, Vernetzungen und Verknotungen globaler Kommunikation zu ersetzen. Es gibt – wahrscheinlich – nur das geschickte Bündnis mit der Medienwelt: die technischen Möglichkeiten so zu nutzen, dass sie uns neben der überall notwendigen Redundanz des Menschlich-Allzumenschlichen doch einen Austausch der Ideen im Sinne von verbindlichen Werten gestatten, somit Geschichte als machbar erweisen und nicht nur als Gegebenheit, nach der wir uns gefälligst zu richten haben.

Diese Performance gelingt uns durch den gekonnten Umgang mit den medialen Displays, ihr Zitieren und Neuarrangieren als verständlichen Hypertext, der sich an den jeweiligen Kontext anpasst. Auf das Gesicht bezogen heisst das, sich zu «schminken», sodass unsere Qualitäten besser sichtbar werden und wir im Spiel der Images unsere Identitäten und Charakterzüge demonstrieren können; um als kleinster Teil der Masse durch Differenz wiederum die Masse als die Millionen Möglichkeiten, als das bunte Leben zu behaupten.

Durch die Mediatisierung ergibt sich im Falle eines TV- oder Film-Auftritts meist automatisch, dass unser Gesicht in der «Maske» geschminkt wird. Die von den Scheinwerfern erzeugte Hitze soll uns nicht den Schweiss aus den Poren treiben, das Gesicht wird mar-

kanter (fotogener) gemacht und die Frisur soll sitzen. Wir ziehen uns demnach eine Maske an; das Ritual kann beginnen, wir treten aus uns heraus in die Massenkommunikation und geraten dadurch auf eine harmlose Art in Ekstase. Mit dieser Technik betreten wir einen Bereich, der vom Alltagsleben abgehoben, in der Frühzeit unserer Kultur Schamanen den Kontakt zum Göttlichen erlaubte, die Geburtsstunde des Theaters darstellte, in närrischen Tagen unsere Identität verbirgt und aktuellerweise auch für Raub und Terror dient.

Wie ist die Maske aber zu verstehen, wenn wir bereits ohne Schminke, allein durch cooles Verhalten, Maskenträger sind oder operativ das Gesicht Schönheitsstandards anpassen, die in den Medien vorgegeben werden? Dann ist die Fotogenität durch die Wertschätzung der Medien zum Vorbild für unser Gesicht geworden. Obwohl wir uns noch immer am Spiegel fragen, wie wir aussehen, haben die Instantanität der Polaroid-, Video- und Digitalbilder mit ihren technischen Vorgaben der Bildarretierung dem Spiegelbild als dynamischem den Rang abgelaufen.

Sollte das Spiegelstadium als Ichbildner noch akzeptiert werden, ist doch das Monitorstadium zum globalen Referenten aufgerückt. Das Erscheinen in den Medien – auch nur für kurze Zeit – wird zum Massstab für das Image und die Überwachung durch Videokameras kippt vom negativen kriminologischen in das positive Erscheinen am TV-Monitor von Big Brother und ähnlichen Nachfolgesendungen. So gesehen werden wir vom Narziss, der sich in sich selbst verliebt im Wasser gespiegelt begehrt, zum kritischen oder immer noch selbstverliebten Beobachter unseres oder der anderen Erscheinungsbildes in den Medien.

Die Maske ist dann Symbol der Metaebene von der aus wir im Bewusstsein der Mediatisierung das Gesicht als die erste Maske des (Toten-)Schädels betrachten. Wir können auch sagen: Die äussere Maske blickt von ihrer Innenseite als negative Maske auf die Maske, welche wiederum unser Gesicht als Maske unseres Schädels bedeckt (eine Kwakiutl-Indianermaske).

Stellen wir fest, dass jeder Begriff mit seinem Gegenteil als dessen Schatten konnotiert ist und dieser Zustand in endlosen Verkettungen transferiert wird, so liegt es nahe, dass Image ganz allgemein gesprochen mit dem Anti-Image oszilliert. Sowohl in dem Sinn, dass sich ein positives Image sehr schnell in ein negatives verwandeln kann, als auch dass sich im Protest und Kampf gegen die Imagemache Kontraimages der unterschiedlichsten Art etablieren. Sie gehorchen entweder Codes, die allgemein nicht verstanden werden oder sie bauen neue, noch nicht als Image akzeptierte Images auf, die aus der Verneinung heraus zur Bejahung finden.

Diesen Prozess z.B. der Geburt des Stars aus dem Skandal, aus dem Untergrund, aus dem Protest, ist uns absolut vertraut. Er zeichnet nur nach, was sowieso passiert, wenn ein Image entsteht: aus dem Unbekannten entsteht das später Bekannte, der Antiheld wird zum Helden, aus dem Schock wird Gewohnheit, die Stimmung hat sich gewandelt. Die Frage ist dann nur, wie lange sich ein Image hält, die Nachfrage nach einem Produkt, einer Person anhält, etwas «in» ist. Dabei stellen wir fest, dass es fast ausschliesslich grossen Firmen, Unternehmungen und Institutionen gelingt – dank entsprechender finanzieller Mittel – am Ball zu bleiben, das Image immer wieder aufzupolieren. Sie verarbeiten die durch diverse Veränderungen und historische Brüche auftauchenden Schwierigkeiten und sind als Dauerbrenner mit einem über jeden Verdacht erhabenen Image behaftet.

Auf der untersten Stufe der Leiter des Erfolgs werden sich Image-Begehren eher vergeblich bemühen einen Status zu erreichen, sie rutschen unaufhörlich von der Sprosse ab und bleiben im Zwielficht der Negation stecken. Zwar werden sie während kurzer Zeit eine gewisse Aufmerksamkeit erreichen, es fehlt ihnen aber der entsprechende Kick, den Erfolg auch aus historischer oder gesellschaftlicher Notwendigkeit heraus benötigt.

So ist es den Graffiti gelungen international eine gewaltige Präsenz zu erreichen, wahre Farb- und Formfluten zu erzeugen, dennoch sind sie nicht zu einer Befreiung der Zeichen als Zeichen geworden, sondern zur Rache

am Image, indem die eigenen Tags (Etiketten) oft in unerträglicher Penetranz wahllos jede Mauer überziehen. Schade um die begeisternden anonymen Sprayereien im öffentlichen Raum, die negativ konterkariert werden. Zu Recht sind diese Anti-Images Demonstrationen des eigenen Namens als Individual-Logo, doch dieses muss auch einer gewissen Logik folgen. Es gibt kein Zeichen als Nicht-Zeichen auf einem Träger als Oberfläche.

Das Image bildet sich in den Köpfen der Leute, in uns, und jeder von uns überlegt sich, was sie/er für ein Image, einen Ruf oder einen «Namen» habe. Das oft sehr nebulöse Gebilde Image bekommt durch eine Zuschreibung, durch eine optische Markierung den Rückhalt, der erst wirklich von Image sprechen lässt. Das Image ist zwar primär ein Bild, doch ohne Unterschrift oder Hintergrund, ohne Kontext ist es unbestimmt, bliebe es geisterhaft, ein «Gesicht». Es treffen Bild und Text aufeinander, sie verschmelzen miteinander und können als Logo ein Tier haben, ein Piktogramm, Ideogramm, einen Schriftzug als Namenszug, auch akustisch als Jingle, als Glockenschlag ertönen.

Ein Image ist das, was wie ein Gesicht zu uns spricht und dabei eine einfache, einprägsame, auf den ersten Blick überzeugende formale Botschaft auf welchem Trägermedium auch immer vermittelt. Eine Form, die mikro- und makroskopisch identisch bleibt, die sich wie ein Tattoo in unsere Vorstellungen einbrennt und eine perfekte Oberfläche, ein makelloses Surface hat. Seine Konturen sind scharf, die Farben wirken unbewusst direkt. Als Material kann (fast) alles dienen. Doch Licht/Strom ist zum schnellsten und strahlenden Träger der Images geworden, wenn auch Stein, Metall, Pergament, Papier, Leinwand, Zelluloid, Magnetband, Mikrochips usw. dienlich waren und sind.

Images reduzieren Komplexität zu massengängigen Befehlsformen, die uns als Kurz-Slogans von überall her verfolgen und die uns rund um die Welt als Globalitäts-Signale zeigen, was wir tun, kaufen und denken sollen. Dass dabei Subjekte und Objekte vertauscht werden können ist der totalen Mediatisierung als unserer Reality

zuzuschreiben. Wir wissen oft selbst nicht mehr inwiefern wir noch uns selbst sind oder zum Anhängsel der Globalisierungs-Maschine mutieren.

Sind wir uns der Inszenierung des Lebens bewusst, sind wir immer Teil einer Szene, in der wir eine Rolle mit unserem Körper als Medium mit den Medien spielen, auf irgendeine Weise Images haben und einen Namen tragen.

SELBST: DARSTELLUNG: SELFSTYLE

Selbst:Darstellung

136 Seiten
ISBN 978-3-7165-1329-3
Benteli Verlag 2003
S. 7–17



Waren wir in früheren Zeiten in Gemeinschaften mit klar definierten und gelebten Vorschriften eingebunden, welche ihre Mitglieder in einen konformen Lebenshabitus versetzten, so sind wir seit der Verstrickung in globale Massenmedien und Netzwerke in einem Masse auf uns selbst gestellt, dass wir uns sowohl verloren vorkommen als auch überschätzen. Die zwischenmenschlichen Beziehungen sind schwieriger geworden: durch Skepsis dem «Fremden» gegenüber, durch fehlende Empathie und durch den Keil, den die immer erfolgreicher Medien als zwischengeschaltete Elemente bilden (können).

Diese Situation erschwert auch die Selbstdarstellung, weshalb sie – welch ein Paradox – in massenmediale Klischees mündet, in lifestylekonforme Attitüden. Wie können wir uns noch selbst sein, wenn wir keine Zeit haben, um zu uns zu kommen? Wie können wir einen individuellen Charakter entwickeln, wenn wir im Gegenzug zur Gemeinschaft in der Anonymität der Massengesellschaft aufgehen? Wenn wir im globalen Management gezwungen werden unser eigenes Image gleichfalls zu managen? Und wir dabei auf dieselben Medien zugreifen müssen, die auch zur massenmedialen Darstellung dienen?

Es ist das Interesse, das in einem immer mehr auf dem Mentalen beruhenden Lebenszusammenhalt die Gewähr leistet, Intersubjektivität zu pflegen und dank fortschrittlichem Mediengebrauch ein globales Bewusstsein zu entwickeln. Sind die Massenmedien zur primären Realität des Globalen geworden, unser Selbst an Topoi gebunden dem Lokalen verpflichtet, ist unser Handlungsspielraum die Interaktivität. Somit wird Selbstdarstellung in einem breiten Rahmen erfahren, der Nähe und Ferne verbindet. Wir sind zu Trajekten geworden, die ihr Antlitz nicht mehr nur am Spiegel entgegengeworfen subjektiv beobachten, sondern es wird gleichfalls am Monitor objektiv überprüft, respektive wir überprüfen es.

Diese Gegebenheit spaltet zunächst zwar unser Selbst von den Mitteln der Darstellung, die Apparate sind zu einer globalen, instantanen Maschine geworden, die uns (gut und gerne) wie ein Moloch verschlingt. Verstehen wir es aber als Trajekt die Knoten der Netzwerke so zu knüpfen, dass die von uns gewünschten Verbindungen entstehen, könn(t)en wir in einer – verglichen mit früheren Zeiten – tatsächlich freieren Welt leben. Als Trajekt bedienen wir uns der Medien in einem auch verspielten Sinne, wir halten sie offen und flexibel, was die Chance enthält, sie als Intermedia zu verstehen: als die seltenen Momente, in denen wir durch eine neue Verschmelzung von Medien aus uns heraus- und in das Gemeinsame hineintreten. Das Selbst findet im Andern seine Darstellung.

Dass wir überhaupt vom Selbst sprechen können, bedingt die Sprache, die wir von den Anderen, von der Gesellschaft, erlernen und daraufhin selbst sagen können, was wir wollen oder eben nicht. Wir haben mit der Sprache einen Realitäts-Generator, dank dem wir zur gegebenen Realität sprachlich unsere Interpretation und unser Verständnis der je eigenen Realität, der Wirklichkeit, beifügen: uns als bewusstes Selbst demonstrieren, das «Ich» sagt. Demnach stecken wir in un-

serem Körper als Selbst, das dem Ich autopoietisch, unbewusst und mehr oder weniger konstant sagt, was es zu tun hat und befolgt, worauf das Ich sich schliesslich bewusst ist, dass wir zu einem Du in Kontakt stehen. Das Du macht mich wiederum zum Ich, zum Partner in allen möglichen Situationen, in denen ich auf mich selbst gestellt Position beziehen muss. Das Selbst wird durch die Sprache und die Notwendigkeit der gesellschaftlichen Interaktion «bekleidet» und stellt sich dar, indem es Ich wird, zum Anderen different ist.

Diese Darstellung gründet im Selbst als den körperlichen Gegebenheiten und im Unterschied oder der Erweiterung und Veränderung dieses Selbst durch das Ich, dessen, was als Selbst-Inszenierung erarbeitet wird. Sowohl in direkter Körpersprache als auch in der durch die Medien bewirkten Transformation. Und hier setzt die dem Medienzeitalter adäquate Doublebind an: dass wir nicht nur den Spiegel zur Selbstbeobachtung haben, sondern darüber hinaus die Medien, um unsere Ich-Vorstellungen zu realisieren.

Wenn also das Selbst seine Darstellung im Anderen findet, so ist das zum einen ein Medium, in dem wir uns im Spiegel und in der Reaktion des Anderen erkunden, zum anderen gestalten wir diverse Medien so, dass wir uns kommunikativ ausdrücken; und schliesslich können wir von den Anderen durch diese Darstellungen in vielfältigster Weise wahrgenommen werden. Die Darstellung ist dann ein Akt, der durch uns selbst, durch den Anderen und über Medien erfolgt, eine Spaltung oder Trennung bedingt und bewirkt, so wie das Ich bereits mit dem Selbst und gegen das Selbst operiert. Es handelt sich um eine unaufhörliche Konstruktion unserer Wirklichkeit und eine Dekonstruktion der Realität, um das Inter-Esse, das wir haben und das wir als Medien verkörpern. Das Dazwischen, das den Prozess des Lebens darstellt und Ausdruck aller Facetten des Darstellbaren ist, in nicht endenden Überlagerungen

einer Form durch eine andere, die sich in Medien manifestieren.

Drückt das Ich sich im Selbst aus, kann man sagen, dass sich eine Form in einem oder mehreren Medien finden oder gestalten liess. Werden Formen zunächst erlernt und schliesslich beherrscht, werden sie sich in seltenen Fällen automatisch bilden und einstellen, so dass sie von selbst entstanden sind, der idealen Verbindung von Medium und Form, der Auflösung des Selbst im Ich und des Ich im Selbst. Sie sind die höchste Leistung in verschiedensten Disziplinen, die Auflösung der Gegensätze von Gefühl und Verstand, emotionale Intelligenz oder gar Genialität.

Dass wir den/die Anderen beobachten, um zu wissen, was wir von uns selbst zu halten haben und die Anderen uns beobachten, um ihre Reaktionen auf uns bedenken zu können, bewirkt die unendlichen Verstrickungen der Gegen- und Vielseitigkeit sowohl lokaler als auch globaler Wechselspiele. Diese überkreuzen sich nochmals in direkter und medialer Art, in Nähe oder Fern-Nähe (Telepräsenz), so dass wir es immer mit zwei Ebenen zu tun haben, die sich unbemerkt oder uns bewusst überlagern: der Subjekt-Objekt-Ebene als erster Beobachtung und der diese beobachtenden Metaebene (als zweiter Beobachterstufe). Diese Metaebene können wir selbst besetzen, durch unser Ich, oder die Medien besetzen sie, als der die Globalität kreierenden und konstruierenden Reality.

Unsere Wirklichkeit ist der Zustand des Selbst. Wie wir diese Wirklichkeit positionieren, ihr mit dem Ich bewusst begegnen, ist die uns umgebende Realität und wie wir sie durch die Medien erfahren, ist die Reality. Als System funktionieren wir demnach in einer Umwelt, die immer mehr von der (Virtual) Reality her in ihrem Realitätsgehalt bestimmt wird, von den globalen Vernetzungen, die uns mit dem Anderen, der zumeist indirekten und unbekannt Fremdbestimmung konfrontieren. Seit diesem globalen Impact kann sich niemand mehr

auf das Lokale zurückziehen und so tun als wäre dort, in der Realität, alles in Ordnung. Denn das Lokale ist die Atopie, aus welcher das Globale sich konstituiert. So sind wir auch im Kleinsten ein Teil der Verstrickungen in und durch die Medien.

So wie die Atopie als Irgendwo-Ort existiert, gerade im Unterschied zum nicht existierenden Ort, der Utopie, manifestiert sich doch das Nirgendwo in Form der Medien im Irgendwo. Das «Ende» des utopischen Denkens lässt sich in der Atopie nieder, der potentiellen Selbstentfaltung von irgendjemandem irgendwo, weil das Netz jeden, der es verwendet/bedient, instantan in seiner Selbst-Präsentation unterstützt. Dass es die Visualität ist, die dies ermöglicht, muss uns nicht verwundern, ist sie doch der Fernsinn, welcher der Telematik am besten korrespondiert. Sind wir durch unsere Mobilität nicht lokal fixiert, auch als Touristen irgendwo lokalisierbar, entspricht das Atopische der Beschleunigung der Lebensrhythmen, dem Stress und der Verherrlichung und Bewunderung der Geschwindigkeit, die in der Instantanität der elektronischen Medien unsere Echtzeit ist.

Die Komprimierung zeitlicher Abläufe in Echtzeit reduziert die Zeit zum Nachdenken, sodass wir von unseren unbewussten Reaktionen, dem Selbst geleitet, das Ich als Instanz der Entscheidung vergessen müssen und gerade deshalb das optische Erscheinungsbild in der Selbst-Darstellung benötigen, um unseren Vorstellungen entsprechend wahrgenommen zu werden. Dass diese nicht mehr traditionellen Mustern der Wahrnehmung entsprechen können, wird uns dann klar, wenn wir die perfekten Oberflächen der Images studieren, die, auf Klischees reduziert, primäre künstliche optische Anreize sind.

Die Echtzeit ist aus der Verdoppelung der Realität durch die Reality geboren. Diese Verdoppelung oder dieser apparativ gestaltete Abklatsch hat mit der Fotografie

ihren Einstand erlebt. Sukzessiv wurden immer raffiniertere technische Apparate gebaut, sodass wir nach dem bewegten Bild, der Beigabe des Tons, der Farbe und dem Wegfall der Entwicklungszeit, der Instantanität und schliesslich der Kopierung der Realität durch die Digitalisierung und die globale Reality-Medienmaschine mikro- und makroinvasiv unterlaufen und überschwemmt werden. Diese Entwicklung zeigt, dass eine Selbst-Darstellung ehemals nur live oder durch Künstler in den traditionellen Techniken der Zeichnung/Malerei und Plastik unter Zuhilfenahme von Spiegeln oder durch sprachliche Aufzeichnung ausgeführt werden konnte.

Hatte die Fotografie die apparative Selbst-Darstellung für jede/n – zunächst mit dem Umweg über den Fotografen – ermöglicht, so sind durch die aktuellen elektronischen und digitalen Medien die zufälligen, notwendigen und gewünschten Selbst-Porträts oder überhaupt Bildnisse zu einer Bilderflut angewachsen, dass diese auch durch die Geschwindigkeit und ihre Anzahl die direkte Selbst-Präsentation, das sich Kennenlernen etc. verdrängt. Und aus diesem Grund wird es für jede/n nötig die über sie/ihn zirkulierenden Bilder dermassen selbst zu entscheiden, dass sie in der medialen Präsenz dem eigenen Gutdünken entsprechen. Selbstverständlich hat diese Selbst-Darstellung nichts mehr mit den traditionellen Künstler-Selbstbildnissen zu tun, aber sie können doch die Frage nach der Bedeutung oder der Relativierung der Kunst in ihrem Selbstverständnis bedrängen. Denn das Privileg, sein eigenes Porträt zu gestalten, hat heute jede/r.

Dennoch wollen wir uns durch die übliche Bilderproduktion nicht diejenige verdrängen lassen, die durch die künstlerischen Praktiken die Selbst-Darstellung mit der Fremd-Darstellung so zu verbinden verstehen, dass ein für die Zeit typisches Bild entsteht, das sich mit den aus der Geschichte überkommenen Darstellungsformen in das «Überzeitliche» menschlichen Ausdrucks einfügen kann. Dies als verbindlicher Wert, den zeitbedingte Moden

nicht dazu verführen konnten, dass wir ihn vergessen oder gar auslöschen könnten. Denn Kunst eignet sich im Rahmen der Kunst fortfahrend zwar zeittypische Ausdrucksmittel an, versteht es aber, die wesentlichen Merkmale des künstlerischen Anliegens beizubehalten und somit die Offenheit einer Wertediskussion zu erhalten.

Zwischen Selbstabbildung und Selbstrepräsentation platziert, ist die Selbst-Darstellung durch den selbstverständlichen, alltäglichen Gebrauch und Konsum der Medien zu einem Spiel, zu einem Zwang und in seltenen Fällen zur Kunst geworden. Als Spiel ist die Selbst-Darstellung auch mit der Unterwanderung des Zwangs und vielleicht der Kunst verbunden, wickelt sich aber zumeist im Rahmen des bekannt Mimetischen ab, in der Imitation und in der experimentellen Erkundung der Möglichkeiten, welche die Medien anbieten.

Im Zwang gleicht sich das Individuum den ästhetischen Normen der Gegenwart an, versucht fotogen zu wirken und schreckt nicht vor chirurgischen Eingriffen am Körper zurück. Auch die versteckte Kamera und die immer öfter eingesetzte Kameraüberwachung können nicht mehr stören, ja eine Sucht nach Auftritten ist (speziell bei Jugendlichen und öffentlichen Personen) allgemein feststellbar. Die Kamera gehört dazu, sonst ist nichts geschehen. Da dieses Verhalten aber so distanzlos erfolgt, ist es platt, verspannt, aufgesetzt fröhlich, rechtshaberisch und zumeist einfach nichtssagend, ein Pseudoevent.

Die interessanteste Form der Selbst-Darstellung ist die künstlerische. Zunächst bestimmt deshalb, weil die Künstler/innen ihr ausgeprägtes Selbstverständnis und Flair auf vieles als Kontext des Kunstwerks übertragen können. Zum andern aber, weil sie mit sich auch die Welt darstellen können. Ihr Einfühlungsvermögen in die komplexen Zusammenhänge unseres Daseins, ihr Sensorium für überkommene Werte und das subjektive Schicksal fördert Werke zutage, welche die Bezeich-

nung darstellende Kunst und künstlerische Darstellung rechtfertigen.

Dabei sind wir uns der verführerischen Kraft der Medien als bereits gegebene Form nur allzu bewusst. Der Rahmen, den sie in ihrer technischen Perfektion darstellen, kann als solcher mit dem Gerahmten verwechselt werden. Dass die Medien etwas zeigen, wird im Erstaunen über ihre Performativität als Inhalt missverstanden, zum Zauber des Medialen als solchem. Auf diesen Bluff der Schönheit einer der Technik inhärenten Potentialität fallen die meisten Rezipienten herein, weil sie sich nicht die Mühe nehmen (können/wollen), die Funktion vom Zweck zu unterscheiden und somit Form mit Inhalt verwechseln.

Auf der anderen Seite ermöglichen die Neuen Medien gerade den Rahmen mit Inhalten zu füllen, die von einer tatsächlichen Massenkommunikation sprechen lassen: anstelle des im Netz der Medien Gefangen-Seins etablieren sich Netze, in denen wir selber Knoten des Knüpfens von Beziehungen, des Informations-Austausches, des sich in Themen-Einbringens, des Selfstyles sind. Der Modus der Kommunikation hat sich durch die Globalität, die nichts anderes ist als die Mediatisierung des Globus von einer strikten Innenlenkung zur fast ausschliesslichen Aussenlenkung des Selbst gewandelt. Diese Veränderung kann man auch so beschreiben, dass der vor der totalen Mediatisierung typische gesellschaftliche Habitus einem vorgeschriebenen Stil folgte, wohingegen wir seither individuell nach einem adäquaten Stil suchen müssen, dem Selfstyle.

Selbstverständlich gibt es auch heutzutage den gewissen Umgangsstil, dem wir alle mehr oder weniger verpflichtet sind, den Formen des zwischenmenschlichen Handelns in Alltagssituationen, bei Festen, bei den (phylogenetisch) etablierten Ritualen und menschlichen Ausdrucksformen. Diesen Standards und Statusklischees, die in gewissen gesellschaftlichen Schichten traditionsausgerichtet gepflegt werden, steht ein die In-

dividuen auf sich reduzierter medialer Zwang zum Image entgegen, dem wir alle ausgeliefert sind. Sicherlich speziell in den westlichen Kulturen, welche die globale Führerschaft – auf jeden Fall momentan – für sich beanspruchen. So wie die Gesellschaft in uns eingedrungen ist, um uns Stil beizubringen, bleibt dieser Stylus nicht in uns als internalisierter stecken, sondern der Selbstdarsteller-Modus der Medien verlangt, dass wir einen Stil nach aussen durch die Medien (als durch die Medien gefügig Gemachte) an uns selbst so gestalten, dass wir unverwechselbar Mediatisierte sind. Oder im anderen massenweise aufscheinenden Fall als durch die Medien Integrierte zum Opfer der durch die Medienklischees proklamierten Images werden, zu Klons, zu den ständig wechselnden Moden gehorchenden willfährigen entindividualisierten Marionetten.

Weniger dramatisch ausgedrückt kann man auch sagen, dass wir uns das Leben ohne die Medien nicht mehr vorstellen können, die Interrelation zu und mit ihnen ist eine alltägliche Gegebenheit; selbst für diejenigen, welche gegen sie wettern. Auch wenn wir in die Geschichte zurückblicken, stellen wir fest, dass es sie ohne Medien nicht gibt, selbstverständlich wäre sie anders als was wir heute unter Neuen Medien verstehen, so sind sie immer noch verfügbar. Nennen wir sie ruhig die Alten Medien, schlecht und überholt sind sie nicht. Ihren Gebrauch müssen wir nur in einer sinnvollen Beziehung zu den Neuen Medien sehen: das Sprechen, die Schrift, Zeichnung, Malerei, Plastik sowie körperliche Darstellungen sind immer noch die Basismedien, welchen die fotografischen und filmischen Techniken, die elektronischen und digitalen Neuen Medien korrespondieren. Beide Mediatisierungsstränge generieren Alterität und somit die Verschiebung vom Subjekt zum Objekt, sie bedeuten das Trajektorische des Lebens. Der wesentliche Unterschied der beiden Medienstränge ist aber bestimmt, dass die apparativen und mit künstlicher Intelligenz ausgestatteten Medien nicht mehr so

sehr ein Gegenüber darstellen, sondern um uns erscheinen und uns rundherum vereinnahmen. Das ist im Speziellen bei der Virtual Reality der Fall, ist jedoch schon beim all over pattern des Medienverbunds feststellbar. Die Neuen Medien erreichen tatsächlich eine Allgegenwärtigkeit, welche als Reality unsere Basisbedürfnisse vermeintlich auslöschen. Wenn wir uns nicht als Partnerin einer positiven Globalisierung und Lokalisierung aneignen, dass alle Formen des Telematischen bis zum Mikroinvasiven ihren von uns gewünschten Einsatz haben.

Bei dieser Bedienungsanleitung spielt der sich der Medien Bedienende die Hauptrolle, weil sie/er den Sinn und Zweck des jeweiligen Tools in Relation zur Wirkung setzt, wobei wir mittlerweile nur zu gut wissen, welcher unglaubliche Missbrauch mit allen zur Verfügung stehenden Medien getrieben werden kann und wird. Verhältnismässigkeit wird mit krasser Diskrepanz konfrontiert, mit total unakzeptablen menschenverachtenden Exzessen.

Hier setzt der Selfstyle ein: Die politisch und religiös geführten Attacken mit globaler verheerender Auswirkung wurden und werden im Namen überholter Ideologien und abwegiger Interpretation von Dogmen als äusserst fragwürdige Befreiungsschläge ausgelegt. Und wer da der Gute und wer der Böse ist, beide verhalten sich medienkonform im Sinne der Ausschliessung durch rechtshaberischen Medieneinsatz. Selbst klassische «friedliche» Medien werden zu Geschossen umfunktioniert. Und der Stärkere, der das Gute für sich proklamiert, beharrt auf dem von ihm unterstellten Recht, das Richtige zu tun.

Muss sich in dieser banal antagonistischen Situation nicht der Einzelne als der seines Selbst Beraubte zur Wehr setzen, durch die individuelle Unterwanderung überholter Zwänge? Denn einer/s jeden Bild sollte als Selbstbild durch die Medien präsentierbar doch das Recht auf Partizipation im Rahmen aller Rahmen der

Massenmedien haben. Dann wäre das Selbst als Mediatisiertes den Medien adäquat das Doppel seiner selbst: was ich über mich selbst zu sagen habe, welches Selbstverständnis ich habe und wie wir uns selbst im Anderen erkennen.

ACTION:

Aktion und Reaktion,
Interaktion und Performance

ACT! Handlungsformen in Kunst und Politik

232 Seiten

ISBN 978-3-7165-1332-3

Benteli Verlag 2003

S. 7–27



Je mehr das Mentale, Information und Mediatisierung unser Leben bestimmen, desto weniger werden wir direkt körperlich aktiv, zu Schwerarbeit u. ä. gezwungen, weshalb wir immer öfter in Interaktion geraten, in durch Apparate vermittelte Aktionen, das Betätigen von Schaltern und Interfaces, das wir nach Bedienungsanleitungen vollführen. Und damit wir bei all den apparativen Gehilfen nicht körperlich verkümmern, stürzen wir uns dann in Ersatzhandlungen wie Jogging, Body Building, besuchen Aerobic-Kurse, Fitnesscenter etc.

Es überrascht uns dann nicht, wenn im Zuge dessen Aktionen zu Pseudoaktionen mutieren und Interaktivität mit Performance, mit einem Auftritt korrespondiert, einer darstellerischen Leistung oder Vorstellung. Die Aktion wird von Maschinen, von Systemen vollführt, die durch Interaktion kontrolliert und modifiziert wird. Handlung wird in diesem Rahmen zur Performance und zur Verschweissung von Körper und Geist.

Im selben Moment, da die Massen-Multi-Medien (als Reality) immer mehr zu unserer Realität werden, das Vermittelte vermittelnd wirkt, werden Interaktion und Performance zu Zwillingen, die im seltenen Fall der Intermedia zur PerformanceArt finden: der Verschmelzung von Körper und Medium, von Medium und Medium. So wird Performance zu einem wichtigen Begriff zum Verständnis unserer Lebensweise.

Wenn unsere Realität, unsere Lebenswirklichkeit, nicht mehr primär von Arbeit im Schweisse unseres Angeichts, sondern im Grübeln über das Verstehen und Manipulieren von Apparaten und Bedienungsanleitungen und über neue Ideen sich abwickelt, sind wir in die Vorherrschaft der Massenmedien (der Reality) eingetreten. Handeln ist dann das Vollstrecken komplexer Zusammenhänge, also Interaktion und nicht mehr – oder jedenfalls grösstenteils nicht mehr – eine oft mühsame Arbeit, ein direkter Akt, ein Vollzug, eine überlebenswichtige Aktion, die uns das tägliche Brot und den notwendigen Verdienst erbringen. Dieser Einschnitt, diese Epoche, in welcher solche Faktoren nicht mehr dominant sind, geht mit der Überlagerung der Realität durch die Reality einher, der über komplexe Apparate generierten Arbeit, die uns gleichzeitig aus der Natur und den Fabriken in die Büros und Institutionen versetzt, am Bürostuhl kleben lässt und im Sofa vor dem TV versinken macht. Dabei versinken wir aber nicht ins Nachdenken, sondern in einen seltsamen Zustand der Faszination der Wahrnehmung von Bildern, Texten und Tönen, die uns dermassen paralisieren, dass wir nach ihm süchtig werden.

Der Trend zur Entkörperlichung der Arbeit, des Vergnügens und der Fortbewegung ist selbstverständlich nicht isoliert nur als solcher zu registrieren, ihm korrespondiert eine Art Extrem-Belastung des Körpers in vielen Sportarten und eine Sehnsucht nach neuen Formen der Bewährung und Herausforderungen des Körpers. Ist dies auch nur für eine Minorität der Fall, muss man sich doch fragen, welchen Sinn die grassierende Inaktivität und die sie konterkarierende Hyperaktivität im Rahmen einer Handlung noch haben oder ob nicht der aktive Mensch zu einer passiven Lebensart mutiert, aus der er sich nur gelegentlich herauskatapultiert und beurlaubt, um nicht total von Sinnen zu kommen. Es scheint, dass sich das Feuer des Körpers in – je nach Typus – logischen Abständen entflammt und dadurch ein Regulativ findet, dass aber in der allgemeinen Tendenz eine Bequemlichkeit und Erschlaffung des Körpers einer Zu-

nahme psychischer Herausforderung und Belastung korrespondiert. Konnten wir uns früher durch Arbeit abregieren, durch gemeinschaftliches Handeln, müssen wir uns heute geistig rege zeigen, indem wir die richtigen Medien einsetzen.

Die «Menschwerdung» gelang durch Werkzeuge und die Zähmung des Feuers. Heute sind die Werkzeuge «intelligenter» und das Feuer wird nicht nur von verschiedensten Quellen genährt, es benötigt auch keine Flamme mehr, es wurde zum «Feuer», das uns mental und korporal einheizt. Der Blitz wird nicht mehr von Zeus geschleudert, die Kugel aus dem Revolver z.B. verrichtet dasselbe. Und ist Märtyrertum gefragt, finden sich genügend Freiwillige, um als Selbstmordattentäter zugleich Unschuldige mit in den Tod zu reissen. Der Killer opfert sich im Glauben an die einzige Wahrheit im Namen Gottes und das Versprechen auf den direkten Zugang ins Paradies. Und die Opfer werden vom Zufall, gerade vor Ort gewesen zu sein, heimgesucht. Die im Sprengsatz komprimierte todbringende Aktion, ihre versteckte unheimliche Kraft, wird durch einen Knopfdruck entfesselt. So ist es heute bei allen kriegerischen/verbrecherischen Auseinandersetzungen: Durch die Distanz zum Feind, die Geschwindigkeit der Aktion und den Einsatz «intelligenter» Waffen, werden selbst eigene Truppen ausstrahlt: friendly fire. Die dazu passende Reportage vom Kriegsgeschehen muss so in den Kampf integriert sein, dass der Medienrezipient sich in den Krieg versetzt fühlt: embedded.

Ist Thanatos die negative Aktion/Aggression, so Eros sein Konterpart. Zusammen sind sie die Flamme des Lebens, die in uns mehr oder weniger lodert, entsprechend unserer Befindlichkeit, Erziehung, unseres Naturells und Alters. Fragt man sich, welcher Part dieser Pole wichtiger ist, wird man in einen Sog der Übergänge und Verwischungen, der Schwellen und Wechsel geraten, sie bilden Anfang und Ende und bedingen sich gegenseitig. Je nach Verfassung werden wir zum Kult des einen oder anderen tendieren.

Die Zeugung von Leben nennt man Akt. Man könnte

sagen, es sei der Ur-Akt. Stellen wir den Menschen in seiner Nacktheit dar, wird auch der Akt genannt. Mann und Frau ineinander verschlungen sind der Akt, der Moment der Zeugung par excellence, in dem wir uns vergessen, um ausser uns ganz bei uns zu sein. War dieser Akt ehemals eine Überlebensstrategie, erscheint er heutzutage als äusserst komplexe Verknotung des über das normale Leben Hinausgehens. Die Tendenz, das Leben des Lebens zu berauben, um es als künstliches zum Leben zu erwecken, wird immer stärker. Der Akt wird mikroskopisch vollzogen. Vielleicht auch zum noch grösseren Genuss des Lebens, indem der Akt als vielfältiger eben nicht nur der Zeugung dient, sondern mehr noch der Lust, die durch Begehren geschürt wird.

Der zentrale Bereich eines jeden Aktes ist, wie willentlich wir ihn vollführen und ob wir ihn geniessen oder erdulden. Es ist wie bei den Akten eines Theaterstücks, in die wir uns hineinversetzen: Vor uns öffnet sich eine Szene, wir beobachten die Geschehnisse und können verfolgen, wie Handlungen zu Tatsachen führen, um sich wiederum zu Handlungen zu erweitern. Wir bewerten die Lage der Akteure, entscheiden uns für oder gegen Charaktere und müssen bemerken, dass wir – selbst wenn wir nicht direkt ins Geschehen verwickelt sind – auf irgendeine Art und Weise immer ein Teil des Aktionsbereichs sind, Beteiligte der Szene. Eine Szene reiht sich an die nächste und wiederum an eine weitere, sie ist immer ein Glied in der Kette der Ereignisse, die unseren Erfahrungshorizont stetig erweitern.

Hier konstatieren wir erneut den ambivalenten Charakter eines Aktes, der eine Verschweissung von Bewusstsein und Handeln darstellt, sich aber auch fast ausschliesslich im einen wie im anderen ereignen kann. Stehen wir vor einem Bild, werden wir es so lange betrachten, bis wir unseren Bilderhunger gestillt haben, seine Qualitäten und Aussagen begriffen haben. Das Bild kann uns dabei kalt lassen oder begeistern. Ein Signal im Unterschied dazu beachten wir nur en passant. Texte lesen wir so lange, bis wir sie verstanden haben. Musik umwogt uns und trifft unsere Eigenschwingungen, peitscht uns hoch,

beruhigt uns, widersteht uns oder beschwingt uns. Die Sinne in ihrem Zusammenspiel ergeben eine Stimmung, die, atmosphärisch getragen, unser Befinden ist.

Imitten der Sinne folgen wir ihren Impulsen, leitet uns unser Selbst, und müssen wir uns der Szene nicht unbedingt bewusst sein; wir lassen uns gehen und wir folgen den Tatsachen des Lebens. Wollen wir jedoch das Ganzheitliche der Tatsachen erfassen, ihre einzelnen Akte begreifen und hinter momentane Aktionen blicken, sind wir zu Analysen gezwungen, die in der Psychoanalyse, der Soziologie, der Kriminalistik etc. akribisch geführt werden. Wir bemerken dann sehr schnell, wie schwierig es ist, eine Aktion in ihre Bestandteile zu zerlegen, um vor allem negative Bestandteile herauszulösen und die «Schuldigen» zu überführen.

Ein Akt hinterlässt auf jeden Fall immer Spuren, sei er mental, körperlich oder objektbezogen durchgeführt. Er kann aus reiner Routine, der Wiederholung von Mustern oder plumper Geistlosigkeit bestehen, zu verheerender Wirkung führen oder uns selbst wie ein Blitz aus heiterem Himmel treffen. Unter diesen Voraussetzungen könnte man annehmen, dass eigentlich alles Leben ein ständig vollzogener Akt sei, und extrem definiert stimmt das auch. Wir werden aber auch gerne auf Passivität pochen, wenigstens auf Entspannung und Musse, auf eine Gelassenheit, die uns aus zwanghaftem Handeln entlässt und in einen Rhythmus bringt, der eine sinnvolle Balance zwischen Aktion und Ruhe darstellt, dies besonders unter einer heutzutage vorherrschenden Priorität von Stress und Dauerdruck.

Unter Akt verstehen wir eine von uns oder jemand anderem vollführte Handlung, ein das Übliche veränderndes Geschehen, eine Wirkung, in die wir einbezogen sind, die unsere eigene Wirklichkeit ist. Diese uns direkt betreffende Wirklichkeit hat einen Rahmen, der wiederum die Basis für unsere Wirklichkeit mitbestimmt, die Realität. Die historisch bestimmte/differenzierte Realität ist

nochmals in einem grösseren Rahmen der Globalität eingefasst, der sich makro- wie mikroskopisch und -physikalisch als Reality konstruiert. Die Reality ist der äussere sowie innere zweite Beobachter, indem wir uns der Medien mit ihrem Zoomeffekt bedienen, um uns über die Interpretation der Realität – als Voraussetzung für unsere je eigene Wirklichkeit – in der gesellschaftlichen Verfassung, im Zusammenspiel der Kräfte zu informieren. Zumeist von gewissen Mächten gelenkt, die nicht unbedingt nach unserem Sinne sich verhalten, bleibt uns in diesem Rahmen fast nichts anderes übrig, als so zu reagieren, dass wir darob unseren Unmut äussern. Durch die Vorherrschaft der Reality verschiebt sich die Aktion erster Ebene auf eine sekundäre Stufe, eine Metaebene. Diese Aktion ist nicht mehr eine direkte Täterschaft, Anarchismus oder eine Opferhandlung, sie ist die durch die Reality provozierte Antithese, die sich jedoch nicht auf die Legitimität der Massenmedien stützen kann und deshalb in direkter Aktion als Re-Aktion zum Ausdruck kommt. In Unterwanderung der Globalität als Medienkonstrukt greifen ihre Gegner zu stammesgeschichtlichen Ritualen und organisieren sich als Kampfgruppe, um ihr Frustrationspotential in direkter Aktion los zu werden. Da es sich aber um keine konstruktiven Akte der Kreation handelt, sondern um Destruktion meist wahlloser Art, handelt es sich um eine Reaktion auf die Unmöglichkeit oder Unwahrscheinlichkeit im System der Reality die Anliegen oder Veränderungen anbringen zu können.

Das «System» schliesst – auch wenn es vordergründig so tut, als würde es alle Minoritäten berücksichtigen – alles aus, was unterhalb der spezifischen Masse der Globalität ist. Selbstverständlich rapportieren sämtliche Medienanstalten jede noch so kleine Aktion negativer oder tödlicher Art, der Hintergrund bleibt aber, ausser sei von weltpolitischer Bedeutung, unverständlich, da er im Marginalen der Auswechslung von einer Botschaft durch eine nächste stecken bleibt. Welches Geschehen ist denn noch von Bedeutung, wenn global so viel vorkommt, dass die Auswahl der Vorkommnisse diese bereits

relativiert? Welches Anliegen soll da Gehör finden, wenn auf der Ebene persönlicher Betroffenheit unzählige Schicksale zu beklagen wären?

Bei dieser Grössenordnung der Reality können wir im Vergleich zu ihr nur auf eine Redimensionierung pochen: Wo das Lokale auch die indirekte Aktion ermöglicht, ohne dem Globalen unterlegen zu sein. Es kann sich dann medial auf lokaler Ebene Konsens mit Dissens messen und aus dieser sinnvollen Interaktion, die eine Lösung beinhaltet, können sich konstruktiv Aktionen bilden, die das Tatsächliche lokaler Zustände verändern. Blinder Aktionismus – im Vergleich dazu – wird immer zu viele Wunden hinterlassen, Zerstörung ruft nach Vergeltung, und der Kreis der nicht endenden Gewalt öffnet sich nach der Logik von Aktion und Reaktion.

Die Reaktion beinhaltet nicht nur eine Konterposition zur Aktion, sie stellt auch eine Aktion auf zweiter Ebene dar, die Auswahl, die wir treffen und infolge von Überlegungen getroffen haben. Beeinflusst von der Werbung, vom Trend und dem Zwang zur Konstruktion eines individuellen Images, sind wir mehr oder weniger gezwungen, eine gewisse, akzeptierte oder doch interessante Wahl zu treffen, um damit unseren Geschmack, unsere Position zu zeigen. Noch typisch postmodern daran ist, dass dabei «alles gehen» soll. Die Grenzenlosigkeit des Angebots hat uns alle überwältigt, wurde aber mit der definitiven Ankunft der Globalität dermassen zurechtgestutzt, dass wir uns der negativen Folgen eines wilden Konsumismus bewusst wurden, wenn wir nicht bereits Wege zur Umkehr beschreiten.

Scheinbar sind wir auf dieser Konsumebene passiv reagierende Kunden. Begreifen wir aber den gesellschaftlichen Komplexitätsgrad, in dem jede/r nach demokratischer Annahme dieselben Rechte haben soll, bemerken wir: Wir leben auch in einer hochspezialisierten Gesellschaft mit einem weiten Bogen an Wahlmöglichkeiten und Kontingenz. Vieles, wenn nicht fast alles, wird relativ. Von uns wird ein hohes Mass an Flexibilität verlangt, und wir selbst werden in unserer individuellen Bedeu-

tung, selbst bei subjektiver Überschätzung, durch die Masse Mensch redimensioniert.

Bestimmt gibt es immer noch und wird es weiterhin Berufe geben, die einmal erlernt ein Leben lang Arbeit gewähren. Doch die meisten Berufe verändern sich durch zeitgemässe Arbeitsmethoden so sehr, dass das Votum eines lebenslangen Lernens nicht nur den Beruf verändert. Auch den in ihm Arbeitenden zwingen die Veränderungen entweder mitzumachen oder anders herum gesehen geben sie ihm die Chance Neues dazu zu lernen. Selbstverständlich kommen durch neue Techniken auch immer neue Berufe und Betätigungen dazu. Typisch zweite Ebene: Die Rezeption, die Hinterfragung relativiert die Produktion, die zumeist apparategesteuert neue Produktionsformen erfordert.

Die Aktion wird durch Reaktion und eine «intelligente» Art der Produktion – oft durch bessere Apparate – verändert. Es kann aber auch sein, dass sich die Arbeit in diverse gleichzeitig nebeneinander ausgeübte Jobs oder sukzessiv differente Beschäftigungen auflöst. Anpassung an diese gefragten Dienstleistungen ist dann die Reaktion auf die Nachfrage anstatt der Perpetuierung eines gleich bleibenden Angebots. Das ergibt einen Zwang am Ball zu bleiben, keine Arbeit im globalen Umverteilungskampf der Produktionsstätten bleibt, was sie einmal war. Wir müssen auf diese Herausforderung immer neu reagieren, also offen und flexibel sein.

Nennen wir Arbeit eine erlernte sinnvolle Betätigung/ Handlung, die für uns identitätsstiftend ist und uns in die Gesellschaft als in und an ihr mitarbeitendes Glied integriert, so sehen wir, welche Bedeutung sie für jeden von uns hat. Sprechen wir von Berufung, ist ein noch höherer Sinn der Arbeit gemeint, und der Beruf ist praktisch die Etikette einer Person. Dieses Berufsbild, das auch einer Hierarchisierung der Berufe je nach ihrer Bedeutung unterliegt, wird durch einen gnadenlosen Konkurrenzkampf unter dem Zeichen der Quantität an vielen Stellen durchlöchert, wenn nicht revidiert. Das führt vor allem dazu, dass tatsächliche körperliche Arbeit immer

mehr desavouiert wird, als minderwertig gilt. Interessanterweise ist dies auch in Bezug auf intensive geistige Arbeit der Fall. Beide haben kein Image im Sinne vermehrter oder häufiger Medienpräsenz.

Erfolg hat, wer Bedeutung durch Bekanntheit erlangt, woher auch ihre/seine Betätigung stammt oder wozu sie auch gut sein soll. Wir haben es hier mit einer irritierenden, paradoxen Sache zu tun, deren Akzent nicht mehr auf Leistung beruht, sondern auf Berühmtheit. Natürlich kann auch Berühmtheit noch aus Leistung resultieren, doch grösstenteils basiert sie auf Berühmtheit, auf einer naiven Rückbezüglichkeit, wie sie in der geradezu zwanghaften Reduzierung der Images durch die globale Mediatisierung notwendig zu sein scheint. Erfolgreiche Arbeit ist demnach Arbeit am Image, das durch die Medien und in den Medien generiert wird.

Für die Berühmtheit, auch wenn sie nur von kurzer Dauer sein sollte, wird Arbeit zum Event. Besser gesagt, der durch die Medien und ihre Wirkung sichtbare Teil der Berühmtheit ist der Event. Er ist ein durch die forcierte Werbung und Management generierter Anlass, der nicht nur ein Fest, ein religiöses Ritual oder ein Sportanlass ist, sondern er wird durch den Medienrummel auch nachträglich so rapportiert, dass er etwas Spezielles, ein Erlebnis der besonderen Art gewesen sein soll. Das gewisse Etwas erhält/erhielt der Event durch den Auftritt eines Stars oder einer Berühmtheit. Und dieser Auftritt, der sorgfältig vorbereitet und inszeniert wird, ist, zusammen mit diversen Formen der Event-Kultur, die wichtigste Beschäftigung der Berühmtheiten. Der Rezipient bekommt durch die «Begegnung» mit den Stars selbst von ihrem Ruhm etwas ab. Aber wir können uns berechtigterweise fragen: Was? Der ganze Aufwand um dieses gewisse Etwas war schlicht ein Spektakel, eine Pseudoaktion.

Es ist selbstverständlich wie das Leben, dass etwas geschieht. Denn das Leben ist ein zeitlich begrenztes, das uns geschieht und wir zum Geschehen machen. Es

kommt nur darauf an, dass wir auch bemerken, dass etwas geschieht. Dafür haben wir das Interesse und die Aufmerksamkeit und natürlich die Sinne, die uns in dauerndem Kontakt mit dem Gehirn sagen, was wir tun möchten, sollen und wollen.

In diesen Zirkel des Geschehens wird durch die Massenmedien ein Keil getrieben: dass dasjenige Geschehen nur noch bedeutend ist, das die Medien rapportieren. Das Medien-Geschehen ist unsere zweite Haut als Hülle geworden. Wie diese auch aussieht, wahrgenommen oder verdrängt wird, sie vertreibt trotz ihres Scheincharakters das körperliche Erleben und kreiert eine Atmosphäre, die als aufgeheizte unser Bewusstsein ist.

Diese zweite Haut hat eine seltsame, eine chamäleonartige Qualität, sie kann aus verschiedenen Materialien bestehen; was der Grund dafür ist, dass wir sie nicht wirklich bemerken oder als solche erkennen. Sie besteht aus Strahlung, aus Impulsen, aus Zahlenreihen, Klängen etc., auch aus vertrauten Formen und Farben. Und sie täuscht uns und täuscht uns wiederum nicht. Dieser ambivalente Charakter ist es, der uns verunsichert und in die Falle der Mediatisierung tappen lässt, wobei die Falle auch keine sein muss.

Die Mediatisierung ist das Geschehen und die Kommunikation, die vonstatten geht, ob wir beteiligt sind oder nicht. Selbst ohne unsere Aufmerksamkeit auf sie zu richten, geschieht sie. Dieses Geschehen, das geschieht, wenn etwas geschieht, dieses Medien-Geschehen, ist die Performance. Sie kann positiv oder negativ sein, sie geschieht. Sie ist irgendein Auftritt, eine Leistung, eine Intention.

Die Performance kommt in dem Moment auf, wo das Display, die mediale Präsentation, überhand nimmt und in Form von Werbung, von unter Werbeaspekten präsentiertem Geschehen, einem Event, die Rede ist. Ein Event ist ein mediales Geschehen, das seit der totalen Mediatisierung immer mehr Terrain gewinnt und zur primären Ausdrucksform der Gesellschaft geworden ist. Alles steht unter dem Zeichen der medialen Umsetzung. Wir stehen zwischen der Information von einem Event, der

stattfindet, und einem Event, der, präsentiert, wiederum ein Event ist. Ein Event ist genauso tatsächlich wie medial.

Die Basisstruktur des Events ist das Spektakel. Es wurde schon vor langer Zeit behauptet, wir würden in einer Gesellschaft des Spektakels leben und die These von der Kulturindustrie steht am Anfang der Medienphilosophie. Diese machen darauf aufmerksam, dass durch die Medien eine Verflachung und Verführung zur strahlenden Oberfläche, zum Talmi, zur Pseudoaktion stattgefunden habe. Doch beim Event ist nicht nur das Spektakel und die Kulturindustrie gemeint, sondern jede Form gesellschaftlicher Kommunikation, wenn auch das Spektakel die Pfeilspitze ist und die Kultur als Industrie die wirtschaftliche Produktionsform darstellt.

Eine lockere, unkonventionelle Art der Präsentation und der Kommunikation der Events ist üblich. Dahinter stecken klare, unbarmherzige Interessen. Was spielerisch erscheint, ist bitterer Ernst. Der Ernst einer Sache kann in ernsthafter Weise vorgetragen werden, bestimmt wird er sich in salopp lässiges und heiteres Benehmen auflösen, als wäre nichts gewesen. Die Stimmung ist vordergründig entspannt, freundlich und ein Lächeln liegt auf den Lippen. Die Klimaanlage sorgt für eine angenehme Temperatur. Der Event ist perfekt organisiert, ein strikter Rahmen – er schliesst uns ins Positive ein. Was ausserhalb dessen ist, soll auf keinen Falle Eintritt erhalten, es ist zu üblich, zu allgemein. Es ist die Realität, vor der Halt gemacht wird, auch wenn sie die Wirklichkeit der grossen Masse ist.

Diese Beschreibung des Events als allumfassende Mediatisierung hat erst seit kurzem seine Berechtigung. Begriffe erhalten mit der Zeit ihre zum Teil recht unterschiedliche Bedeutung. Auch auf den Kontext, in dem sie gebraucht werden, ist zu achten. Hat ein Begriff aus dem Rahmen des «Geschehens» Erfolg, kann er so verwässert werden, dass er zur Floskel wird, er kann aber dennoch etwas Typisches, der Zeit Adäquates ausdrücken. Die wichtigsten «Geschehens»-Begriffe – zum Beispiel in der bildenden Kunst – haben zum einen eine

zeitliche Fixierung erhalten, sie sind für eine gewisse, meist kurze Zeit klar definiert, können aber im allgemein Gesellschaftlichen auch heute noch Verwendung finden.

Als die zeitlicher Dauer unterworfenen künstlerischen Äusserungen nach dem Zweiten Weltkrieg wieder aufkamen, sprach man bereits vom Event. Happening wurde so beliebt, dass bei irgendwelchen Geschehen, die nicht gerade gewöhnlich waren, Happening geschrieben wurde. Im krassen Gegensatz dazu hat Fluxus nur in einem beschränkten Rahmen Verwendung gefunden; auch wenn heute noch Fluxus-Tendenzen gepflegt werden, was einfache, alltägliche Handlungen vollziehen bedeutet, den Wunsch Alltägliches mit Hingabe künstlerisch zu würdigen, zu überhöhen. Aktionismus erhielt in der Wiener Szene eine klare Ausprägung, wofür zunächst Material-Aktionen und Mensch-Material Aktionen typisch waren.

Zusammen mit den Performances sind die Aktionen aber ohne mediale Aufzeichnung nicht mehr zu denken. Ja sie leben – so widersprüchlich das auch sein mag – von der Aufzeichnung, vom close circuit, von der direkten Einsicht und Kontrolle durch die Medien. Selbstverständlich drückt sich dies nicht bei allen Künstler/innen gleich aus. Doch ohne Rapport irgendwelcher Art wüssten wir nur vom Hörensagen von den Aktionen/Performances, was dem Kommunikations- und Informationsfluss zu wenig Genüge täte.

Seit dem Aktionismus und der Performance, der ersten Reaktion auf die Medien und die Kooperation mit den Medien, schliesslich der ersten alternativen Verwendung der Medien in den Intermedien, hat sich kein Terminus etablieren können, der diese Verbreitung fand. Nur der Event als janusköpfiges Geschehen hat beide überflügelt, auch indem er sie geschluckt hat, um sie unter dem Zeichen der konventionellen Mediatisierung zu nivellieren. Der Event ist demnach Geschehen, Ereignis, Erleben als mediale Tatsache, die so tut, als wäre sie ein natürliches Vorkommnis, das in aller Selbstverständlichkeit so ist, wie es ist.

Parallel zur Entwicklungsgeschichte der künstlerischen Begrifflichkeit hat sich in der Wissenschafts-Geschichte ebenfalls eine Verschiebung der Denkakzente (der Paradigmen) durchgesetzt, welche auf die Gegebenheiten der Zeit reagierten. So hat sich in der Sprachphilosophie die Erkenntnis bewährt, dass wir auch durch und mit der Sprache handeln. Die Performativität als Sprechakt hat sich damit etabliert und ist bis heute in der Diskussion geblieben. Weiter wurden Akzentverschiebungen unter der Bezeichnung «turn» definiert. Zunächst als linguistic turn, der bald vom pictorial turn konkurrenziert wurde. Die Welt als Sprache wurde durch die Welt als Bild bekämpft oder erweitert. Seit kurzem werden diese vom performance turn «überwunden». Dies ist zum einen ein Rückgriff auf die Welt als Bühne, als theatrale Praxis, zum anderen auch die Erweiterung einer von den Medien erzwungenen Performance, die damit das Bewusstsein der Inszenierung des Daseins durch die Medien belegt.

Beim performance turn geht es vornehmlich um den Gegensatz von Performativität und Performance, also um den Sprechakt und die körperliche Handlung. Man kann sagen, um die Präferenz des Geistes oder des Körpers, wenn eine Handlung vollzogen wird. Was seltsam anmutet: denn Körper und Geist sind doch eine Einheit. Reklamieren wir aber den Erfolg der Medien als Dominanz der Reality, bemerken wir, dass der Geist und das eigene Denken, der Eigensinn aus den Köpfen ausgetrieben wird, um ihn der Virtualität der Reality zu überantworten. Und im Gegenzug wird die Bedeutung des Körpers als durch die Medien präsentierter überdeutlich hervorgehoben. Es handelt sich bei Performativität und Performance um das extreme Erweitern bis zum beinahe Auseinanderreißen von Körper und Geist, um die Verkörperung der Sprache und die Versprachlichung/Verbildlichung des Körpers.

In den letzten Jahrzehnten wurde diese Ästhetisierung der Existenz im Rahmen der Oscar-Verleihung, dem Event der Events, der Milliarden Zuschauer vor dem Fernseher versammelt, nachvollzogen oder sollte man

sagen vorgeführt. Hiess es zunächst der Oscar stehe «for an outstanding performance», wurde er später mit den Worten «and the winner is» verkündet, um heute mit «the oscar goes to» überreicht zu werden. Es wurde demnach zunächst eine hervorragende Leistung gewürdigt, dann der Gewinner hervorgehoben. Wenn jetzt der Oscar zu jemandem geht, so haben wir einen schönen Beleg für die alles überstrahlende Macht der Inkarnation der wirtschaftlichen Zwänge und künstlerischen Interessen unter welchen die Academy den Oscar verleiht. Mit weltweiter Wirkung wird hier Geschmack verordnet, wie es mittlerweile alle globalen Labels tun.

Wurde die Performance im Big Business von Subjekten aufs Objekt übertragen, vom Aktien-Index bis zur Leistung von Motoren, so ist sie im Rahmen der Künste der einzige Begriff geblieben, der über die letzten Jahrzehnte Verwendung fand. Performance bedeutet hier einen künstlerischen Akt der (Selbst-)Inszenierung, der an einem gefundenen oder als Installation gebauten Ort aufgeführt wird. Oft wird hier – aus Gründen der Unterscheidung von nichtkünstlerischen Performances – von Performance Art gesprochen. Damit wird betont, dass die Performance nicht im massenmedialen Kontext zu verstehen ist, sondern in der Tradition künstlerischer Freiheit gegen die Verfestigung zum Werk eine einmalige (nur selten wiederholte) Aufführung ist und sich Kriterien der Entwicklungsgeschichte künstlerischer Akte unterstellt.

Die Performance Art ist oft ein Bereich der künstlerischen Arbeit, der in verschiedene Medien eindringt. So kann man bereits beim Action painting sagen, dass die Malerei aus der Performance heraus resultiere. Objekte, die während der Performance Verwendung fanden, können musealen Charakter erhalten. Fotos, Filme und Videos von Performances können als Endprodukt beabsichtigt sein und verlassen somit den einmaligen Moment der Aufführung. Die Grenze der Performance Art ist weit hinaus geschoben eine Demarkationslinie der Kunst überhaupt, muss aber auf Kunst beharren und sich in ihr System fügen, weil – wenn es auch oft be-

schworen wurde – das Leben nicht die Kunst ist und die Kunst nicht das Leben.

Eine weitere Verfestigung der Performance ist die Performative Installation. Es handelt sich dabei um die von Performance-Künstler/innen gebaute «Bühnen»-Inszenierung, die eine erweiterte Plastik ist und so weit gehen kann, dass man von sozialer Plastik spricht. Als fixe Installation kann sie auch fürs Publikum begehbar sein und bringt somit den Zeitfaktor als notwendig durchgeführten in die Rezeption des Kunstwerks. Die Performative Installation ist Basis und erste Möglichkeit für Interaktivität, welche den Rezipienten für eine gewisse Zeit zum Produzenten, zum Verlebendiger der Installation als suggeriertem Kunstwerk macht.

Performance allgemein verstanden als Geschehen, das in Politik, Ökonomie, Medien und Kunst angesiedelt ist, kann als Antwort auf die (Show-)Medien verstanden werden. Als mediengeborene Angleichung an die herrschende Mediatisierung ist die Performance selber zum notwendigen Medium geworden, um im Kommunikationsfluss der Medien anschlussfähig zu sein. Sie ist als (Selbst-)Darstellung ein Ritual, das wie in den ursprünglichen Ritualen den gesellschaftlichen Zusammenhang und Zusammenhalt generiert. Jeder ist durch seine Erscheinung ein Performer. Jede ist durch ihre Erscheinung eine Performerin. In der Art und Weise wie wir uns kleiden, bewegen, positionieren und sprechen, geben wir bereits Auskunft über unsere Situierung in der Gesellschaft. Wir können uns auch verstellen oder in Modalitäten (unseren Verhaltensweisen) dem Üblichen gegenüber hypoleptisch, hypertroph oder dysfunktional erscheinen. Hypo (Schwäche), Hyper (Kompensation) und Dys (Deregulierung) sind körperliche Arbeitsweisen, denen wir ausgesetzt sind. Aus der Haut fahren können wir aber nicht, die Wiederholung des Gewohnten hat uns immer wieder fest im Griff.

Ist die Performance der eigenwillige bis eigenartige Auftritt, der sich aus den verschiedenen kulturellen, klimatischen etc. Kontexten ergibt, indem sich das Individuum ihnen anpasst oder sehr selten, indem sich der

gesellschaftliche Rahmen nach Vorgabe eines oder mehrerer Individuen verändert, so kann sie auch als das Publikum beteiligender Akt initiiert zum Event werden. Event ist als Begriff wie die Performance dermassen erweitert worden, dass er sich – als Gegenpol zu einem künstlerischen Event – in eine Werbeaktion für Produkte als pure Ökonomie verwandelt. Das aufgeregte Geschehen, die laute Präsentation, der sie tragende Beat, das strahlende Licht sind neben vielen Details die Stimmungsmacher, die uns das entsprechend angebotene Produkt näher bringen, wenigstens uns darauf aufmerksam machen sollen.

Events sind eine Verstärkung, eine höhere Dosis: Wie «umami», der zum 5. Geschmackssinn erhobene Geschmacksverstärker (Glutamat). Man spürt, es ist einfach mehr, eine Steigerung des Genusses. In den 50er Jahren waren Events die Verfeinerung der Aufnahme-/Wahrnehmungsfähigkeit des Gegebenen, heute sind sie in der Reizüberflutung die noch stärkeren Erreger für etwas, von dem wir bereits genug haben.

Ist jede/r von uns ein selbstreferentielles System innerhalb der gesellschaftlichen Kommunikation, so berühren und vermengen sich das Selbst und die Gesellschaft durch die Mediatisierung in dauernder Wechselwirkung. In endlosen Facetten bilden sich Formen in Medien, die dem aktuellen Stand und Trend der Geschichte entsprechen oder ihm zu widerstehen trachten. Dabei können wir drei Stränge der Verwicklung feststellen: Die Politik, die Kunst und die jeweils gegenwärtige Situation. Die Situation ermöglicht oder verhindert Handlungsformen, die individuell oder gesellschaftlich zum Ausdruck kommen.

Weil die (Medien-)Reality in ihrer Bedeutung die Realität an Wirksamkeit verdrängt, leben wir in einem Zustand zwischen hier und dort, zwischen Nähe und Ferne, der Interaktion erfordert. Wir leben zwischen der realen, lokal bedingten Welt und der virtuell erscheinenden, global vernetzten Medienpräsenz. Direktheit wird deshalb indirekt so wie Indirektheit uns direkt betrifft: Hin- und hergerissen, abgeblockt und aufgereizt, interagieren wir

als Medien mit den Medien. Die Resultate können eine politische Aktion sein, eine Lebensäußerung in typischer Manier der Zeit oder ein die gegenwärtige Situation überhöhendes Kunstwerk. Jeder der drei Stränge basiert auf Interaktion als durch die Mediatisierung gefilterter Aktion.

Interaktion beginnt dort, wo sich Menschen nahe kommen. Die Familie als kleinste Einheit zwischenmenschlicher Abhängigkeit und Kern der Erziehung, als Hort der Geborgenheit und Konfliktherd ist in der frühen Kindheit der Ort interaktiver Prozesse. So kam auch der Begriff Interaktion im Rahmen der Psychoanalyse zu Bedeutung. Betonen wir den Einfluss der Medien, stellen wir fest, dass diese schon früh ein wesentlicher Bestandteil der Bezugnahme der Kinder wurden. Die Präsenz der Mediatisierung überwiegt in der Pubertät und später sogar diejenige der Eltern oder der Familienbande. Die Interaktion hat sich auch deshalb auf solche von Subjekten auf Images verschoben und auf die Gruppenzugehörigkeit mit Gleichaltrigen, die sich ebenfalls an den Star- und Markenimages orientieren.

So verwundert es nicht, wenn heute Interaktion primär als Wechselspiel zwischen Subjekten und der Apparatewelt der Neuen Medien verstanden wird, sogar als eine Verschmelzung der Apparate mit den lebenden Organismen: Der Cyborg war geboren. Wenn dieser Hybride auch noch recht futuristisch anmutet, mit dem Siegeszug des Computers und der digitalen Datenübertragung sind wir tatsächlich mental und organisatorisch zu einem Anhängsel der Informationstechnologien geworden. Wir werden auf interaktive Weise durch die entsprechenden Medien (nach den Funktionsanweisungen der jeweiligen Apparate) zu den von ihnen angebotenen Leistungen geführt. Gleichzeitig werden auch die Medien untereinander – dank der ihnen implantierten Intelligenz – interaktiv. Was wiederum zur Horrorvision von der Übernahme der Macht durch die Maschinen führt, zur Entmündigung des Menschen, der sie doch beherrschen sollte.

Negative Beispiele, die aus einem fixierten Blick, einem

Starren auf die Medien als solche resultieren, könnten auch Anlass zu einer Blick-Umkehr sein. Es ist ja nicht so, dass die Interaktion zwischen den Medien selber, ihren Kreuz- und Querverbindungen, an sich schlecht oder furchterregend ist. Es ist immer noch der menschliche Wille, von dem sie gelenkt werden. Und dass Gegenstände sich gegen deren Bestimmung verwenden lassen, kennen wir nur allzu gut; das beginnt schon bei einem Heilmittel, das in einer falschen Dosis verwendet zu Gift wird. In den meisten Fällen, wo die Technik verselbständigt zu Katastrophen geführt hat, war menschliches Versagen, verbrecherische Absicht, eine Fehlleistung oder ein Unfall die Ursache; es handelte sich um eine nicht in der Sache selbst liegende fehlerhafte Interaktion. Selbstverständlich gibt es Gründe, weshalb wir uns als Opfer des technischen Fortschritts sehen können. Aber bereits ein Amokläufer oder ein eifersüchtiger Ehemann können uns in Angst und Schrecken versetzen.

Es ist immer noch der Mensch, vor dem wir erschrecken müssen, wenn auch die Massen-Medien als Todesboten, der globale Siegeszug der Motorisierung und die Waffenlager als Overkill nicht zu unterschätzen sind: Sie erfordern starke Nerven, um sie zu ertragen. Ihre Botschaft heisst nur allzu oft Tod und Entfremdung. Doch in friedlicher Absicht, in spielerischer Weise benutzt, sind gerade die Medien als Bewusstseins-Transporteure eine Apparatur momentaner und zeitlich unbestimmter Maskierung, die uns das Fremdsein lehren. Wir begegnen uns selbst nicht mehr nur gespiegelt, sondern geklont im Medium erscheinend und lernen auf dem Umweg der Mediatisierung, des Xeno-Daseins, Abstand von uns zu nehmen, um auf einer Metaebene das Fremde als Erweiterung des Selbst zu erkennen und zu akzeptieren.

Durch die apparativen Medien sind wir so sehr von der Hülle ihrer Präsenz umwunden, dass Interaktionen den gesellschaftlichen Kontext bestimmen und generieren; auch wenn wir die Gegebenheiten direkter Aktion behalten. Ob es sich um die Kunst, die Politik oder die Ökonomie oder den Lifestyle handelt: der Kommunikations-transfer und -austausch wickelt sich primär medial ab.

Auf Grund dieser Tatsache werden wir alle zu Performern (Schau-Spielern), die ihr Image zu Markte tragen. Dabei handelt es sich natürlich noch um keine darstellende Kunst, sondern um ein Spiel, ein Spiel mit verschiedenen «Masken».

Je spielerischer die Inszenierungen sind, desto offener ist der Umgang, desto poetischer der Akt. Wird das Spiel im Kontext der Kunst – bei einer Wertung durch geschichtlichen Vergleich – so dicht, dass das Überzeitliche uns berührt, das Rätselhafte uns trifft, so wurde aus dem Spiel Kunst. Je mehr sich das Spiel in eine ernste Lage verwandelt, je mehr das offene System zum Systemzwang wird, desto mehr verhärtet sich die Situation, und aus Lust am Spiel wird der Zwang sich zu unterwerfen und aufzugeben. Die Offenheit des Spiels mit den Medien beglückt uns jedoch so, dass wir auch in nicht spielerischen Situationen umgänglicher, «verspielter» werden.

DIE KUNST UND DIE MEDIEN

DIE MEDIEN DER KUNST DIE KUNST DER MEDIEN

224 Seiten

ISBN 978-3-7165-1360-6

Benteli Verlag 2004

S. 6–39



Was sollen die beiden Begriffe Medien und Kunst mittlerweile nicht alles bezeichnen und zudem noch in ihrer Verbindung als Medienkunst und Kunstmedium Geltung haben? Dieser Spielraum kann tatsächlich sehr gross sein und beinhaltet fast keine Regeln mehr. Es könnte aber der Fall sein, dass in dieser fast grenzenlosen Offenheit eine Chance liegt. Nämlich eine Entkrampfung der Zuweisung und damit ein breites Verständnis dessen, was Medium und Kunst einmal gewesen sind und noch werden können. Denn es scheint doch, dass wir auf beide Begriffe nicht verzichten können, wenn sie auch heutzutage geradezu als Gegensätze verwendet werden.

Die Medien – wie wir zu sagen gewöhnt sind – teilen uns akustisch und/oder visuell mit, was in der Welt so geschieht. Durch ihre Ausbreitung und ihren immer zunehmenden Erfolg haben sie nicht nur die ganze Welt zum Operationsfeld gemacht, sondern durch ihre Bedeutungszuschreibung auch noch die Welt auf den Kopf gestellt: indem die Realität der Massenmedien zur primären Realität als Informations-Konstrukteurin geworden ist. Zudem haben sich die Medienapparate mit der globalen Präsenz und ihrer Miniaturisierung in einem Masse unserem Körper genähert und sind in ihn eingedrungen, dass wir zu Medien mutiert sind, zu Ganglien der Informationsmaschine wurden, deren kleinster Teil wir als Bote und Botschaft sind.

Sind die Medien die übliche Realität, so ist in herkömmlicher Interpretation die Kunst die Überhöhung des Üblichen in einem transzendierenden Sinne. Die Kunst ist eine die Zeit und die Umstände überdauernde Information, welche in eine Form gefasst ist, die das Direkte der Realität gebrochen hat und Öffnungen ausweist, die Vergangenes mit Gegenwärtigem als Zukünftiges zu verbinden vermag, koexistent macht. Somit erreicht die Kunst einen Status vergleichbar der Religion. Diese relativiert ebenfalls unsere Lebenszeit, indem sie uns ein Weiterleben nach dem Tode suggeriert. Kunst und Religion gestalten eine «über-natürliche» Lebensdauer und einen Sinn jenseits des momentan Gegebenen.

Sind die Medien und die Kunst in der Medienkunst ineinander so verwoben, dass das Medium die Kunst und die Kunst das Medium geworden sind, dann ist die Medienrealität durch die Transzendenz der Kunst zu einem Faktor des Näherkommens der Kunst an uns alle geworden. Dadurch wird eine Dehnung der Zeit der Kunstrezeption bewirkt, die wir in der Betrachtung konventioneller Kunstformen nicht momentan erfahren konnten. Diese Art der Verknüpfung des Lebens auf mediale Weise bewirkt aber im Gegenzug, dass wir weniger körperlichen Bedingungen ausgesetzt sind, dafür mental mehr gefordert werden. Bei richtigem Einsatz der Medienkunst werden wir jedoch durch eine poetische Rückführung auf unseren Körper eine gesteigerte Körperlichkeit erfahren, die uns durch und durch erfasst. Wir können dann aus unserer Haut fahren und als Trajekte zum Subjekt als Objekt werden, der glückhaften Situation des Ausser-Sich-Seins.

Der Begriff Kunst erlebt eine Beliebtheit, die uns nicht nur erstaunt, sondern gleichermassen erschreckt: denn Kunst scheint vor nichts Halt zu machen und somit ihre Bedeutung zu verlieren. Dies wäre weiter nicht bedenkenswert, wenn sich an seiner Statt ein anderer Begriff verwenden liesse, der in etwa dasselbe beinhalten würde. Davon kann aber nicht die Rede sein. Somit bleibt uns nichts anderes übrig als uns mit der schier Vielfalt von «Kunst» zu akkomodieren, diese – wenn möglich – als eine Chance zu verstehen, die Demarkati-

onlinie zwischen Kunst und Leben so zu definieren, dass daraus ein Gewinn gezogen werden kann. Besonders sticht die Kombinationsvielfalt der immer häufiger verwendeten «art» für Kunst ins Auge, wobei art in Komposita die ultimative Aufwertung meint, selbst bei banalen Dingen. Damit wird eine Aura kreiert, die uns im Diesseits mit jenseitiger Qualität konfrontieren oder umgeben soll, unser Leben überhöht, ihm ein transzendentes Moment verleiht.

Diese Auratisierung in ganz ordinärer Weise bewirkt aber bereits die Mediatisierung als solche, denn was immer die Medien auch tun und zeigen, ist eine Überhöhung oder Abhebung vom Alltäglichen, vom Leben als solchem, welches dadurch entrückt wird. Und genau da konkurrenzieren die Medien mit der Kunst, die sie dadurch zwingen sich in die Vielfalt der Medien zu erweitern. Diese Expansion ist ein Teil der scheinbaren Grenzenlosigkeit der Kunst geworden. Der andere Teil ist abgeleitet von dieser Prädominanz der Mediatisierung als Erster Realität, weshalb die Lebensrealität in Unterscheidung zur Medienrealität als Realitätsgewinn gewertet sich des Attributs Kunst bedient.

Zum einen ist nun die Kunst ein Medium in der Multitude der Medien und zum anderen kann die Kunst sich in jedem Medium so ausdrücken, dass das jeweils gewählte Medium dadurch zum Intermedium geformt eine tiefere Bedeutung erhält. Dieses Wechselspiel zwischen Kunst und Medium kennt nun keine Grenzen mehr, was den Beobachter zur infiniten Wertung in Sachen Kunst zwingt. Das heisst, dass es zwar Regeln der Kunst gibt, jedoch keine Vorschrift, respektive keinen verbindlichen Code, weil sich dem der Freiheitsanspruch der Kunst immer wieder zu entziehen vermag. Wie selbstverständlich erkennen wir Kunst als ein offenes System, kommen jedoch nicht darum herum ihre aktuellen Formen uns in ständigem Dialog mit ihr anzueignen. In der Vielheit ihrer Ausdrucksweisen handelt es sich dann um einen Polylog. Durch die digitalen Techniken ist das Polylogische als freies Flottieren der Signifikanten nochmals gesteigert worden. Denn ist und war das Analoge noch verhältnismässig eindeutig zu dekodieren, so ist das Digitale eine Metamorphose, die Information in energetischer Form

überträgt. Sie kann referentiell und nichtreferentiell wahrgenommen werden. Dieser Umstand ist auch dafür verantwortlich, dass es digitale Kunst so schwer hat als solche anerkannt zu werden, weil das Digitale selbst bereits meisterhaft wie von Zauberhand geschaffen erscheint. Erst recht ist dies der Fall, wenn sich die Autorenschaft im Kollektivprozess des Internet anonymisiert und keine klare Zuschreibung und Arretierung des zeitlich begrenzten Werkes mehr möglich ist.

Die einzige Möglichkeit aus diesem Dilemma der Freiheit der Kunst als Unerkennbarkeit der Kunst zu entkommen, beruht in der Befreiung von festen Zuschreibungen und Codes zugunsten der Befreiung des Stils und der Freiheiten im Stil. Wir erkennen Kunst zunächst an ihren historischen Erscheinungsformen. Zeigte sie bereits an ihrem Beginn, ihrem überraschenden plötzlichen Auftauchen vor etwa 40000 Jahren, wunderbare Resultate, die vom grossen Können der Macher/innen zeugen, so wurden durch die Jahrtausende die phylogenetischen und zeittypischen Merkmale des menschlichen Zusammenseins in den verschiedensten Medien zu verbindlichen und verbindenden Formen gebracht. Sie ergeben «eine Bibliothek/ein Museum» aus Bild, Text und Ton, in die wir uns begeben, um über die Phantasie und die Weisheit der Völker unseres Planeten zu staunen. Ob der kreative Akt im Kollektiv oder einzeln, als Ritual, Theater, Fest oder Ausstellung etc. vollzogen wurde, er benötigte immer Medien, um in Formen fixiert oder aufgelöst zu werden und sich dabei als ein gewisser Stil während kurzer oder langer bis sehr langer Zeit halten und bewähren zu können. Das zentrale Anliegen dieses Stils ist die Definition und das Verständnis des menschlichen Zusammenlebens in seinen wesentlichen Aspekten. Der Stil gewährt den Zusammenhalt der Gesellschaft unter den je dominanten Organisationsformen, er bildete den Code des Verständnisses vom Zusammenleben unter den zeitlich und räumlich verschiedensten Bedingungen. Die Beschäftigung mit der Vergangenheit und der Versuch die ehemaligen stilistischen Vorgaben zu verstehen, sind die Basis dafür in unserer stillos erscheinenden Zeit die Bedingungen von Stil und seine versteckte Kraft zu erspüren. Denn alle «alten» Stile sind

noch irgendwie vorhanden und in uns selbst steckt stilistisches Potential.

Je nach Definition von Medium ist dieser Begriff schwer zu fassen. Wir verwenden ihn hier im Sinne der Neuen und der Alten Medien, als Mittel der Kommunikation von massenweisen oder individuellen Botschaften. Stil ist dann in Bezug auf die Medien die in ihnen unter dem Aspekt des Üblichen verwendete Form oder unter künstlerischer Intention offene Form der Mitteilung. Dabei bergen bereits die Medien selbst stilistische Bedingungen, die nicht verleugnet werden können. Auch die Intermedia sind Zeugen der jeweiligen Medien, wenn auch in hybrider Form. Sind Formen das, was wir an und mit Medien als Inhalt erkennen, so ist der Stil die über eine gewisse Zeit hervorstechende allgemeine und häufige Verwendung der Formensprache, eine Typisierung.

Wobei diese erfolgreiche Form vom Medium inspiriert sein kann oder im Gegensatz dazu von einer Person initiiert. Auf jeden Fall wird sich in einer komplexen Gesellschaft die stilistische Vorliebe ihrer Beobachter massenweise als verhältnismässig banal erweisen und gruppenweise extrem aufgefächert sein.

Sehen wir auch uns selbst als ein Medium der Gesellschaft an, so vereinen wir die gesellschaftlich typischen Formen mit mehr oder weniger Integration von Lifestyle bis zum Selfstyle. Die Unterschiede liegen dabei in Details und werden sich oft nur in Gedanken und Ideen ausdrücken, womit wir sehen: In der Mediengesellschaft ist das Image der individuelle Stil, wo auch die Bedeutung von Stil als gesellschaftliche Form in Erfüllung geht oder sich aufhebt. Stil ist demnach eine Form, die massenweise bis individuell so prägnant ist, dass sie allgemein wie selbstverständlich rezipiert und verwendet werden kann, sofort verstanden wird. Oder im Falle des Selfstyle den verstärkten Ausdruckswillen eines Individuums demonstriert, was aber dennoch im Rahmen der Akzeptanz oder Bewunderung dieser Eigenwilligkeit innerhalb des Lebensstils, den unsere Zeit vorgibt, geschieht.

Erkennen wir den Stil als die gesellschaftlich anerkannte Form kultureller Äusserungen einer bestimmten Zeit und

nennen wir Medien die in dieser Zeit typischen und avancierten Träger für die Formen, so verdichtet sich im Stil das kulturell Etablierte sowie das künstlerisch Experimentelle. Das Medienangebot als solches ist das von der Technologie zur Disposition gestellte Instrumentarium zur Formfindung. Die Kunst versucht die Formen in einen labilen Gleichgewichtszustand zu bringen – bis zur «befreiten» Form.

Dadurch dass nun die Medien die Massenmedien wie die Kunst beinhalten (und viel anderes), ist ihre Separation allgemein gesehen schwierig. Sobald wir aber die entsprechenden Formen genauer betrachten, fällt eine Unterscheidung immer leichter. Denn das individuell zur Kunst Deklarierte wird, nach der reichlich betriebenen Rezeption des Kulturellen, in Produkten sichtbar/erfahrbar, die sich in den Diskurs einbringen und mehr oder weniger Anerkennung finden – Anerkennung nicht primär im Sinne der Massenkommunikation, sondern von Seiten der im Kunstdiskurs Beteiligten. Wobei diese die durch die Komplexität der Kunst gegebene Bewertung als ständige Diskussion führen müssen. Der Geschmack wird sich verändern. Die Argumente werden sich verschieben. Die Kontexte sind vielfältig. Die Zeit nimmt ihren Lauf.

Vision und Kreativität sind beliebte Begriffe, um zu demonstrieren, dass wir positiv in die Zukunft hinein arbeiten. Dabei sind aber immer nützliche Dinge gemeint, die etwas einbringen, Erfolg haben, wegweisend sind im «Steigerungsspiel» z.B. der Ökonomie. Wir alle wissen, dass uns das suggerierte «Mehr» aber zumeist gar nicht mehr bringt, sondern nur etwas Neues im System ist, welches das System perpetuiert.

Einen tatsächlichen Gewinn haben wir aber nur, wenn wir ohne Zwang unserer Phantasie freien Lauf lassen können und unser Begehren hin und wieder lustvoll erleben. Geben wir dieser Lust noch eine Form, die sich in einem Medium ausdrückt und das Begehren vermittelnd überträgt, kommen wir in Momenten des Self Style als Free Style zusammen.

Da in der Hypermoderne durch die forcierte Mediatisierung die beiden angesprochenen Bereiche Design und

Kunst aber nicht mehr so einfach auseinander zu halten sind und oft Hybride bilden, ist auch dieses mit Free Style gemeint: die Objekt-Subjekt-Bestimmungen gehen Mischformen ein, welche von Trajekten sprechen lassen. Wir selber werden ekstatisch zu Trajekten und Objekte werden zu virtuellen Subjekten als Trajekte.

Style heisst in diesem Zusammenhang Formen zu finden, dank denen wir nicht nur kommunizieren können, sondern auch einen typischen Ausdruck für die Gegebenheiten unserer Zeit zur Verfügung haben. Also einen avancierten Code, der sich – bei/aus der Sinnsuche im Gemeinsamen – eignet, die komplexen Kommunikations-Verhältnisse zu bündeln und gleichzeitig der Kontingenz einer hochdifferenzierten Gesellschaft Rechnung zu tragen.

Auch wenn niemand weiss, wo das Ich und sein Referent, das Selbst genau ist, vor allem, wo das Ich lokalisiert ist, wenn nicht im Bewusstsein, in den Genen und Memen. Ist uns doch allen klar, jede/r kann genau sagen, was sie/ihn betrifft und betroffen macht. Es scheint sogar der Fall zu sein, dass zu viele Kräfte körperlicher und psychomentaler Art auf uns einwirken. Der enorme Druck, dem wir ausgesetzt sind, ist unübersehbar.

So müssen wir fragen, wie wir uns von den auf uns gerichteten Zwängen so weit befreien können, dass wir uns halbwegs frei fühlen. Oder wenigstens Zeiten und Räume haben, wo wir uns lockern und entspannen können. Noch besser ist es, wenn wir den Lebensstil so gestalten können, wie er uns am meisten Freiraum lässt. Was selbstverständlich im Kognitiven am besten möglich ist. Befreiung und Freisein im Kopf: Befreie dich vom Stil. Sei frei in einem gewissen Stil. Erst Stil erlaubt die Freiheit. Befreie den Stil.

Sobald wir die Augen öffnen, auf Geräusche achten, die Luft bewusst einatmen und Dinge berühren, von unseren Sinnen Gebrauch machen, tauchen wir in die Umwelt mit all ihren Facetten ein. Wir nehmen durch unsere Sinne wahr, reagieren auf Reize und agieren nach unserem Vermögen, unserer Gefühlslage und unseren Bedürfnissen. Und je nach Erfahrung wird uns das Gedächtnis zu Rate sein, was wir tun wollen oder vermeiden möchten. In diesem Bereich des Erlebens, der

Ästhetik der Existenz richten wir uns nach den menschlichen Grundbedürfnissen und Stil im Sinne eines Basis-Verhaltens ist eine Überlebensform.

Der Stil auf einer Meta-Ebene zu dieser Basis-Verhaltens-Form ist es, der uns hier interessiert. Der Stil, der uns den Zustand unserer Kultur, eine Definition der aktuellen Präferenz in den Künsten nahebringt, der eine momentane Übereinkunft darstellt und nie unbestritten und schon gar nicht unveränderlich ist. Das war nicht immer so. Denn in früheren Epochen – wie die Stile eingeteilt sind – hatten stilistische Errungenschaften über Jahrtausende, Jahrhunderte und neulich über Jahrzehnte oder nur noch über Jahre Bestand.

Doch was bedeutet denn noch Stil am Beginn des 3. Jahrtausends, wo wir am Ende der Postmoderne stehen, in der es «Alles geht!» hiess? Wo die Multimedien als die Vielzahl der Neuen Medien kreierte wurden, sich das Crossover als totaler Intermix etablierte, der Computer in einem weltumspannenden Netz zum globalen «Gehirn» wurde und schliesslich das Handy uns Gespräche von überall her überall hin erlaubt und wir atypisch geworden sind.

Das riesige Angebot an Möglichkeiten in der heute vorherrschenden Globalität bezeichnen wir als Hypermoderne. Wir sind in einer Totalität, an einem Ende des Vorstellbaren angekommen, welches sich jedoch als Trug entpuppt, denn das Ende wird immer vom nächsten Ende überholt. Somit ist unsere Lage eher die, dass wir keinen Anfang mehr sehen, wo alles scheinbar am Ende ist, wir aber gezwungen sind dennoch etwas zu beginnen, indem wir für uns selbst oft an einem Anfang stehen. Unter anderem wurde vom Ende der Geschichte gesprochen. Das scheint zunächst einleuchtend zu sein. Wenn die Globalität alles umspannt, jede Information überall gesendet und empfangen werden kann. Doch handelt es sich dabei nur um eine lokale Positionierung, nicht um die Differenz der Stimmung und des Geschehens. Und gerade die psychomentele «Aktion» ist es, die uns in der Hypermoderne in ungeahnte Dimensionen aufbrechen lässt. Sie ist die Freiheit als Beginn nach dem Ende des territorialen Abenteuers.

An die Stelle der primären Information des Terrestrischen tritt durch die Globalität, dem Produkt des Medienverbunds, die Mediatisierung. Die Erde, zur Welt geworden, verflüchtigt sich zum Globus, zur weltweiten Information, die atypisch produziert und abgerufen wird. Die Ozeane der Medien verflüssigen alles, zumeist in sanften Wellen, selten in Form eines Tsunami. Oft brausen auch Hurrikane daher. Wie können wir uns vor diesen – von der Natur geborgten auf die Technik übertragenen – Bildern in ihrer Wirkung auf uns schützen? Sind sie noch menschengemacht oder bereits nur noch apparatzeugt?

Kein Zweifel kann darüber herrschen, dass ein closed circuit der Medien den Planeten Erde voll im Griff hat und der einzelne in ihrem Gewoge hin- und hertreibt. Und eigentlich gibt es auch nirgendwo Halt, ausser an den Medien selbst, ihrer Rezeption und der Selbstdefinition durch sie. Wir sind überwältigt vom Global Style, den die Medien definieren und vorgeben. Er ist so perfekt, wie die jeweiligen Medien zu seiner Konstruktion perfekt sind und als solche die Speerspitze des technologischen Fortschritts darstellen.

Selbstverständlich wird der Global Style von der Ästhetik der Gewalt, der dieser fast ausnahmslos gehorcht, als nahtloser Hülle verborgen. Allein schon die Hülle zu sehen, geschweige sie zu ritzen oder zu zerreißen scheint unmöglich zu sein. Denn sollte diese Oberfläche auch in ihrer Härte eine Blessur abbekommen haben, sie regeneriert sich automatisch dadurch, dass sie immer changiert. Der Global Style greift an, indem er abwehrt. Er ist immer da und doch weg. Er verbirgt, indem er zeigt. Er ist durch und durch Metamorphose.

Der Global Style ist eine Richtschnur, die audiovisuell vorgibt, was ist. An Pflöcken umgeleitet, begrenzt diese Schnur das Feld der Aufmerksamkeit, auf welches unsere Wahrnehmung trifft. So wie der Nilgott als Hermaphrodit den Nilllauf, also Unter- und Oberägypten, mit einem Seil zusammenbindet, das erste zentral geführte Staatswesen. Der Nil trennte auch das Reich der Lebenden von dem der Toten, vom Westen, wo die Sonne untergeht – so wie die Medien trennen und verbinden, sind und nicht sind. In High Definition kommen die Bilder,

Texte und Töne des Globus elektronisch zu uns, verfolgen uns und bilden unseren Geschmack, machen uns abhängig und gefügig.

Der Global Style ist dezentriert konzentrierend, was uns zur Rezeption, zur Annahme gewisser Spielregeln der Information zwingt. Wir können nicht mehr so tun, als würde uns das ganze nicht interessieren; dieses Spiel ist auch der Ernst des Lebens in globaler Abhängigkeit und Interdependenz. Man kann die Augen vor den Herrschaftszeichen nicht verschliessen, denn der Blick des Global Style trifft uns von überall her, da wir sein Fluchtpunkt sind. Wo immer wir uns aufhalten, wir sind mittendrin, ob bewusst oder unbewusst. Vor dem Appell um Aufmerksamkeit, um Gehorsam, können wir die Ohren nicht verschliessen, denn auch Lärm ist eine Botschaft. Weil aber dieser Stil das Absolute darstellt, ist er gerade in seinem totalitären Anspruch verletzbar. Jedes Zentrum musste sich gegen die Peripherie, die Provinz schützen. Und wurde es in seinem Auftritt zu arrogant und selbstsüchtig, konnten sich immer Kräfte zur Befreiung sammeln. Nach dem Hochmut kommt der Fall. Es fragt sich nur, wie lange und mit welchen Mitteln sich das System halten kann; ob es an einem gewissen Punkt des Raffinements und der Camouflage nicht mehr zu Fall gebracht werden kann, es würde gar den eigenen Untergang mitbedeuten.

Der Global Style ist auch konzentriert dezentrierend, er teilt und herrscht. So kann man meinen, dass die Medien eine in diversen Sendeanstalten unterschiedliche Strategie hätten oder doch keine Unifizierung betrieben. Für die globale Vernetzung ist aber gültig, was am Beginn jeder Medientheorie steht: Das Medium ist die Botschaft, respektive die Botschaft ist das Medium. Oder das Medium ist die Herrschaft und die Herrschaft ist das Medium. Denn das Medium als der Global Style ist immer oben, ist die Superstruktur, das System.

«Es ist so. Es könnte auch anders sein.» Wenn das, was uns prägt «so ist», heisst das aber nicht, dass es nicht anders sein könnte. Diese Hoffnung kommt für jede/n von den Rändern, eben der Peripherie des Systems, von verdrängten Seiten- und Untersystemen. Auch wenn es

unwahrscheinlich tönt, von jeder und jedem, die/der andere Vorstellungen verwirklicht. Aber deshalb nicht bereits von einer Heilsbotschaft spricht, sondern das Lokale so gestaltet, dass es zu einer deutlichen Differenz entwickelt zwar dem Global Style kompatibel ist und dennoch alternativ. Es handelt sich um das Paradox der Kunst.

Globalität heisst nicht automatisch Global Style. Dieser ist nur die übliche Form, in welcher sich die Neuen Medien präsentieren und wozu sie dienen sollen. Dabei kommt es zu einer Mixtur, die gleichsam eine Matrix von hoher Komplexität ist. Diese Komplexität der Netzwerke ist vom einzelnen nicht mehr durchschaubar, sie ist diese changierende Hülle, die Oberfläche, welche alle Oberflächen als Form gewordene Idee sind, sowohl die Botschaft als auch das Medium.

Globalität heisst auch, dass an den verschiedensten Orten des Globus unterschiedliche Gewohnheiten, Bräuche, Sprachen und Lebensstile herrschen, die sich nicht dem Global Style beugen wollen oder sollen. Es ist die Pflege der Eigenart und des Eigensinns, die sich den Ortsgegebenheiten entsprechend entwickelt haben und den Vorstellungen des Zusammenlebens in kleinen bis grossen Bevölkerungsgruppen korrespondieren. Es gibt diese Diversität kultureller Formen, die sich stammesgeschichtlich gebildet haben und in ihrer Performanz überzeugend waren und sind.

Können diese Kulturen überleben, dem Druck des Global Style standhalten oder gar sich entwickeln? Sind es nicht die subkutanen Techniken des Global Style, die den Reichtum der Kulturen, der Arten, der natürlichen Gegebenheiten zerstören oder bis zur Unkenntlichkeit verformen?

Dem Global Style zu begegnen ist unausweichlich, denn die Mediatisierung als Rückgrat sowohl der Globalität als auch des Global Style ist auf jeden von uns gerichtet, selbst dann wenn wir es nicht vermuten, wenn sich die Mediatisierung unbewusst in uns breit macht. Doch der Global Style hat sich nicht als Idee von oben herab gebildet (top down), sondern er hat sich gruppenspezifisch und auf Grund medientechnischer Innovationen, die von Individuen vorangetrieben wurden (bottom up), entwi-

ckelt. Da ein einzelner nicht fähig ist soche Umwälzungen zustande zu bringen, ist die Gruppe der Motor, der die Ideen umsetzt und die einzelnen während einer gewissen Zeit zusammenhält. Je nach Komplexität der Themenstellung wird die Gruppe kleiner oder grösser sein und sich des Gemeinsamen des Global Style bedienen, der Form der Zusammenarbeit und des angestrebten Resultats.

Der Group Style gehorcht ökonomischen, politischen, künstlerischen, geschlechtsspezifischen etc. Vorstellungen, er gibt dem Global Style eine gewisse Transparenz. Respektive lassen sich vom Group Style her Zusammenhänge ersehen und Interessen herausfiltern, die vorherrschend sind. Diese Gruppen kann man ruhig mit Stämmen, mit Klassen, mit Schulen, Parteien und Clans vergleichen, welche zu gewissen Zeiten das Sagen haben und hatten, in verschiedenen Bereichen den Ton angeben. Das geht bis zu Altersgruppen, kriminellen Vereinigungen oder Tierliebhabern. Ohne die Gruppe als Zusammenhalt zur Umsetzung gewisser Interessen können wir uns das Leben nicht vorstellen. Und dass sich in der Globalität (fast) niemand mehr als autark bezeichnen kann. Wir sind vom Wissen und Können der Gruppen abhängig, wir müssen uns auf sie verlassen können, auf die Ärzte, die Polizei, die Politiker und viele mehr. Die Gruppen sollten einander ergänzend und stützend, erweiterte Möglichkeiten der Bildung der Globalität auf der Basis des Lokalen sein. So ginge das Globale als logische Erweiterung aus dem Lokalen hervor, das Lokale als die primäre Bedingung des Lebens. Hier kann man sich auf einfache Formen verlassen, die nicht nur jeder zur Gestaltung der je eigenen Wirklichkeit erkennt, sondern auch benötigt. Schon diese Basis ist nicht selbstverständlich, doch erst auf ihr und durch die Rücksichtnahme auf sie können sich Gruppen sinnvoll ins globale Netz einbringen, um nicht nur am globalen Styling beteiligt zu sein, sondern das Globale von ihnen, der Basis her zu gestalten. Das wäre dann ein Globaler Stil, in dem sich die einzelnen Gruppen mit ihren Eigenheiten auch wiedererkennen könnten. Der Globale Stil als Korrektiv zum Global Style, als Remedur der herrschenden Zustände.

Globalen Stil benötigen wir, wenn wir den Planeten Erde nicht zugrunde richten wollen und den Anzeichen des Verderbens die Stirn bieten: den gewaltigen Waffenlagern, den Umweltsünden, den Seuchen und Kriegen. Doch wo können wir das stilvolle Verhalten lernen, woher sollen Gruppen und Individuen die Kraft haben, Vertrauen schöpfen und mit Alternativen beginnen, in unserer vom Styling eingefrorenen Zeit, die auf Konfrontation, Hegemonie und gross angelegter Ausbeutung baut? Es gibt wenig Trost für das erkennende Auge, wenn wir uns von der Pseudointegration und dem Talmi des Global Style und seiner changierenden Hülle einwickeln lassen.

Doch beginnen wir bei der Wertfrage und wo sie gestellt wird, wenn auch nie endgültig sondern diskursiv, so bekommen wir mit den Argumenten und mit den Integrationsmechanismen der Künste einen gewissen Halt und spüren doch hin und wieder den Sinn, die Lust am Leben zu sein. Es ist eben das Paradox der Kunst, ihre verschlossene Offenheit, die uns nicht ruhen lässt, unsere Neugier anstachelt und unsere Interessen positiv lenkt.

Die Kunst bedient sich wie jede Information eines Trägermediums, ist also ein Medium. Ob wir in einem Medium Kunst sehen, hören oder überhaupt wahrnehmen, hängt von der gesellschaftlichen Übereinkunft ab, was als Kunst sich von Nichtkunst unterscheidet. Dabei können auch Medien Kunst genannt werden, die – wie zum Beispiel die paläolithische Kunst – bestimmt nicht im heutigen Verständnis als Kunst betrachtet wurden. Seitdem von Kunst gesprochen wird, diene sie gewissen Interessen und wurde nach bestimmten Regeln definiert. Der jeweilige Codex wurde streng befolgt, wobei primär das handwerkliche Können der Beurteilung diene. Die Inhalte oder Ideen, welche in den jeweiligen Medien zur Form gelangten, waren selbstverständliche kulturelle Übereinkünfte.

Heute wissen wir zwar auch, worum es sich beim System Kunst handelt. Durch den Impakt der Medien muss die Kunst jedoch aus dem audiovisuell Üblichen ausseren, weil dieses zur primären Realität des Globalen

wurde. In ihrer Autonomie ist Kunst zur Hüterin der Metaebene des Mentalen geworden, welches sich auch diverser Medien bedient, die Formen aber aus ihrer servilen Rolle für die Medien zu Inhalten befreit, die das Wechselspiel mit den Medien erlauben. Im massenmedialen Styling ist die Form im Medium erstarrt, reine Reproduktion, wohingegen in der künstlerischen Botschaft die Idee als produktive Kraft erscheint. Diese Borderline zwischen der Kunst und den Medien wird seit den Readymades, den Collagen, überhaupt seit dem Interplay der Kunst mit der Werbung und der Gewalt, welche die Massenmedien auf uns ausüben, immer virulenter. Oft ist es schwer Kunst von Nichtkunst zu unterscheiden, dann hilft uns nur noch eine Ethik der Ästhetik, respektive eine Ästhetik der Ethik.

Auch die Unterscheidung zwischen Kunst und Design, Kunst und Kitsch, ebenfalls zwischen abstrakter Kunst und Ornament, zwischen Show und Performancekunst fällt nicht immer leicht, unterliegt subjektiven Präferenzen. Es scheint aber, dass Kunst etwas auszeichnet, das Sinn transportiert. Und dieses sinnvolle Moment spricht uns so an, dass Gefühl und Verstand, Herz und Seele in seltenem Einklang uns mit dem Leben und dem Tod für kurze Zeit versöhnen, die Ästhetik der Existenz bereichern, uns in eine momentane Ekstase versetzen. Wir werden selbst zum Medium im Medium, das uns unter den Bann phylogenetischer und ontologischer Übereinkunft stellt. Wir fühlen uns als Individuen im Kommunikationsfluss nicht nur aufgehoben, sondern auch bestätigt und herausgefordert ein Teil der Gesellschaft zu sein, so wie die Gesellschaft ein Teil von uns ist. Ästhetik als Erleben des Prozesses der Rezeption und der Produktion von Sinn, der uns zu uns bringt, indem wir ausser uns sind.

Mit der Wahl des Mediums für die Kunst entstehen die diversen Kunstgattungen, die sich auch in Rivalität um die Bedeutung der jeweiligen Kunst befinden (Paragone). Gab es einmal die Artes liberales – die Grammatik, Rhetorik, Dialektik (Trivium) und Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie (Quadrivium) – die als eines «freien Mannes würdigen Kenntnisse und Fertigkeiten» galten, können wir uns heute nicht mehr vorstel-

len, wie die Kunst (als die Konzentration der Künste) sich in ein ähnliches Gefüge reduzieren liesse. Die Behauptung von der Freiheit und Offenheit der Kunst unterwandert bereits jegliche Formatierung, wenn uns doch die Freiheit nicht als Grenzenlosigkeit erscheinen kann. Denn Kunst muss sich zunächst vom Leben und von den (Massen)-Medien abheben und wird sich mit Kunst selbst im Kampf um Anerkennung messen. Im Laufe der Zeit wird nochmals gefiltert, was als hohe Kunst gegolten hat und dann gewiss als grosse Kunst verehrt wird. Blicken wir auf die Zeit seit dem Impakt der Massenmedien zurück, so lässt sich sagen, dass zunächst eine Spaltung von E und U in Widerstreit geriet, wobei die herkömmlich als höhere Kunst geltende ernste Kunst nicht unbedingt die bessere Kunst sein muss. Denn auch die mit dem Zeichen Unterhaltungskunst stigmatisierte Kunst konnte in der Musik, dem Gesang, im Film, der Fotografie, in den Comics u.a.m. verbindliche und Massstab setzende Werke vorweisen und in den neuesten Medien wie der interaktiven Kunst und dem Internet dazu beitragen. Wir müssen der Komplexität des Angebots entsprechend differenziert argumentieren und der Vielfalt der Werke gerecht werden. Dann bemerken wir, dass sich aus verhältnismässig einfachen Strukturen der Künste eine kaleidoskopische Versplitterung ergeben hat, in der wir uns heute selbst orientieren müssen, um die Offenheit der Kunst geniessen zu können. Somit wird die Rezeption der Kunst zur Partnerin der Produktion der Kunst, denn wie könnte eine nicht beachtete Kunst überhaupt zur Kunst werden. Aufmerksamkeit wird zu einem zentralen Punkt im Strom des Angebots nicht nur in der Kunst, sondern überhaupt. Womit eine Fülle von konkurrenzierenden Botschaften uns bestürmen wahrgenommen zu werden, und wir ganz allgemein den Werte-Filter immer wieder regulieren müssen, um nicht von Spam zugedeckt zum Opfer der ausser Kontrolle geratenen Bombardierung zu werden. Das Bewusstsein davon, was Kunst sein kann, hilft uns dann zur Orientierung bei der Suche nach ihrem Erscheinen.

Ganz allgemein lässt sich sagen, dass es so viele Kunstgattungen gibt wie sich Kunst in den Medien ausdrücken lässt. Und es kommt auch darauf an, in wel-

chem Kontext die jeweilige Kunstäußerung zu verstehen ist. Hier muss vor allem auch der spielerische Charakter und die Offenheit des Ideellen der Kunst als Experiment betont werden, denn sicherlich handelt es sich nicht bei allem, was als Kunst bezeichnet wird und wurde, um «ewige» Werte. Manches, was im Laufe der Zeit nur wenig Beachtung fand, wird mit Abstand und neuen Argumenten betrachtet Anerkennung finden.

Bild, Text und Ton sind als höchste Reduktion der künstlerischen Äußerungen die massgebliche Dreieheit. In ihnen konzentriert sich die (Multi-)Medialität der Kunst und beinhaltet vom Ritual, Theater, Film, Video und Performance über Zeichnung, Schrift, Malerei und Fotografie, Installation, Plastik, Skulptur, Gesang und Musik bis zu abstrakten Gedanken das Feld möglicher Kunst. Was haben wir hier nicht alles vergessen? Doch eines sollte klar sein: Die Schwierigkeit mit der Kunst ist, dass sie, mit welchen Materialien und Medien sie sich auch beschäftigt, Formen finden muss, die, einfach und komplex zugleich, sich als verborgene Offenheit beschreiben lassen, als rätselhafte Einsicht.

Offenheit und Einsicht lassen erahnen, dass Kunst im gesellschaftlichen Kontext keine dienende Funktion mehr haben muss und dass das Individuum angesprochen wird seinen Bewusstseinsstand zu hinterfragen. Dabei klingt eine Immaterialisierungstendenz des Kunstwerks an, die bereits im Werk vorhanden ist oder doch vom Werk ausgehen soll. Mit dem Rätselhaften kommt das Geahnte und Gefühlte dazu, welches aus den unbewussten Kanälen unseres Daseins gespiesen wird und uns über weite Strecken (geradezu automatisch) lenkt. Wie sehr wird nicht unser Wille von unbekanntem Kräften beherrscht?! Gerade auch diese Kräfte suchen im Kunstwerk sich auszudrücken und sich uns formal mitzuteilen. Intellekt und Gefühl im Medienangebot in Form gebracht, ist die Kunst, die uns etwas zu sagen hat, wenn das Gesagte auch über unbewusste Kanäle uns erreicht.

Die grosse Herausforderung an die Kunst im globalen Malstrom der (Massen-)Medien ist, in diesen nicht unterzugehen oder sich ihm nicht so anzupassen, dass auch die Kunst nur noch im Global Style gefangen, vom De-

sign nicht mehr zu unterscheiden ist. Denn im Unterschied zum Design, dessen Definition – bei allen Versuchen zu seiner Dysfunktionalität – Funktionalität heisst, bietet die Kunst nur ein interessevolles «Wohlgefallen», dessen Zweck ausschliesslich in ihm, der gesteigerten lustvollen Wahrnehmung liegt. Kunst ist ein Mehrwert, der vom Rezipienten erkannt wird, weil er in der Kunst gespeichert ist und ihre Erscheinungsform uns in das Dazwischen-Sein versetzt, welches uns mit der Kunst über eine gewisse Zeit verbindet.

Jede/r kann sagen, was für sie/ihn Kunst ist, doch niemanden wird in der Beurteilung von Kunst Selbstgefälligkeit weit bringen. Nur Übereinkünfte gewähren uns Lust und Halt im Spiel mit den Öffnungen der künstlerischen Formen. So sind die Etappen des Kunst-Werdens die vorgegebenen Raster des Systems Kunst. Es braucht ein Produkt, das mehr oder weniger im/materiell ist, seine Schöpfer/innen, die Produktions- und Rezeptionsstätten oder Medien, das Management und die Kritik. Das System ist komplex und funktioniert horizontal sowie vertikal. Es werden immer feinere Bewertungen der künstlerischen Qualitäten vorgenommen. Und wir versuchen unsere Massstäbe mit den herrschenden Vorstellungen abzugleichen. Wir werden zwar verschiedener Meinung sein, bewegen uns aber dennoch auf einer angegebenen Qualitätsstufe der geschmacklichen Präferenzen. Bis am Ende aus subjektiven Empfindungen kulturelle Standards werden, die als überlieferte oder erst seit Kurzem etablierte wiederum unsere eigenen Wertungen bestimmen.

Die Kunst ist ein Sonderfall der Kommunikation, sie ist der Moment der Verschweissung von Rezeption und Produktion, das Ideal des Dazwischen, ein intermediärer Akt. Selbstverständlich folgt auch sie den üblichen Wahrnehmungs- und Handlungsprozessen, sie kann jedoch mit ihrer Eleganz und Grosszügigkeit, mit ihrer inhärenten Kraft ausdrücken, was unsere Zeit, unsere Probleme und Vorstellungen mit unserem Herkommen verbindet. Kunst macht uns anschlussfähig für zukünftige Entwicklungen, weil sie die Essenz des Lebens transportiert: den Funken der Erkenntnis und den Rhythmus

des Herzens. Was Kunst genannt wurde und wird oder auch anders genannt werden kann, hängt von der gesellschaftlichen Übereinkunft ab. Bestimmt treffen sich in ihr ähnliche Kräfte, Vorstellungen und Gefühle wie wir sie in der Religion, in den Wissenschaften und überhaupt in körperlichen Fähigkeiten haben. Allgemein gesehen wird bereits im Bewusstsein etablierte, definierte und akzeptierte Kunst auf breite Zustimmung stossen, und das, was in der Moderne und bis heute als Avantgarde bezeichnet wird, vielleicht nur von wenigen goutiert. Doch gerade in diesem breit gefächerten Verständnis liegt die Qualität und der Wert der Kunst: in der Steigerung von Komplexität in einer komplexen Gesellschaft, die den Namen demokratisch verdient. Glauben viele auch nicht mehr an das Leben im Jenseits und an ewige Werte im Diesseits, werden uns doch hin und wieder sinnhafte Momente in der Rezeption und/oder Produktion so zusammenführen, dass wir dabei eine Ahnung und Bestätigung des Dauerhaften in der zufälligen Konstellation des Hier und Jetzt erhalten.

Durch die Mediatisierung ist unser Leben indirekter, vermittelter geworden, weshalb wir uns mehr in Strukturen der Vernetzung als in direkter Begegnung und Unmittelbarkeit bewegen. Unter der ständigen Interferenz mit den Medien entwickeln wir aber auch eine Integrationsfähigkeit im Umgang mit den entsprechenden Medien, dass wir kaum mehr bemerken, dass es Medien sind, so unmittelbar sind sie an uns gekoppelt und wir in sie integriert. Die Schnittstelle zwischen uns und den Medien wird zu einer schwer zu beschreibenden borderline: Wo setzen die Medien ein, wo beginnt unsere Unabhängigkeit von ihnen? Sind die Medien in ihrer Miniaturisierung schon längst Implantate, wenn nicht körperlich so doch mental?

Dieser Subversion durch die Medien sind wir seit der Fotografie ausgesetzt; die Kunst konnte sich ihrem Einfluss auch nicht entziehen, ja wurde durch sie sowohl erweitert als auch zu neuen Ergebnissen inspiriert. Das Wechselspiel, das früher bereits zwischen Festen, Gartenanlagen, Architektur, Gebrauchsgegenständen etc. und den Künsten herrschte, ist durch die Medien nochmals bereichert worden. Von den Randzonen her wird die

Kunst herausgefordert und in diese dringt sie vor. Wobei die Künste immer polyzentrisch sind und dann ihre Überzeugungskraft verlieren, wenn sie eindimensionale werden, obwohl gerade dies dem Kunstmanagement entspräche. Wenige, hochstilisierte Künstler/innen nach dem Modell Hollywood, die einen hohen Wiedererkennungsfaktor besitzen und um die der Kranz des Erfolgs gewunden wird, sind gewinnträchtig, zumeist aber nicht künstlerisch ergiebig.

Hier setzt der andere Gebrauch der Medien der Kunst und der Kunst der Medien an. Die Freiheit der Kunst liegt gerade auch darin, dass sie sich der Medien, die ihr zu ihrer Aussage/Formung zweckdienlich sind, bedient. Hier heisst Medium Mittel. Und durch die Ankunft der Neuen Medien und deren Einsatz zu künstlerischen Botschaften gibt es die Kunst der Medien. In diesem Fall bedeutet Medium das technologische Dazwischen, um zu kommunizieren. In der Verschränkung von Medium als Mittel und als immaterielles Instrument liegt die Möglichkeit der Diversifizierung der Kunst und der steten Neudefinition von Kunst. Man kann den Zwängen des Systems Kunst zeitweise entkommen und eigenwillig bestimmen, was Kunst auch sein kann.

Hier können dem künstlerischen Management als Systemzwang von der Form eines Gordischen Knotens die Dynamik lockerer Verbindungen in vielfacher Verknötung im Netzwerk persönlich gewünschter und erarbeiteter Formen gebildet werden. Bis zu einem gewissen Grad wird man zu seinem eigenen Manager, soll nicht die Vernetzung als solche bereits Kunst sein. Hier etablieren sich unter dem Einfluss der überwältigenden technologischen Entwicklungen Überschätzungen bei der Vernetzung, denn das Verbundensein ist noch nicht Kunst. Erst was aus der Verbindung resultiert, die Botschaft in der jeweils spezifischen medialen Form, ist Kunst.

Kunst kann in einem Medium, aber auch in der Verbindung der Medien gestaltet werden. Je nachdem wie wir uns selbst als Medium in der Rezeption einbringen, ergeben sich die Intermedia. Mit der Verschweissung einer Performance und ihrer medialen Aufzeichnung wurden die Intermedia etabliert, sowie in der neuen Sicht und

Kombination eines Mediums mit einem anderen Medium. In der Art und Weise, wie sich Öffnungen wie von selbst ergeben, entwickelt sich Kunst im überraschenden Auferscheinen von Formen in den jeweils verwendeten Medien. Die Qualität und der Wert von Kunst eröffnet sich in der Aktivität, die wir für die Auseinandersetzung mit ihr einbringen, wie «interaktiv» wir mit ihr umgehen. Der offensichtlich grösste Unterschied zwischen der Kunst und den Massenmedien (in ihrem üblichen Verständnis) ist, dass in den Medien die Wirklichkeitsform Naturalismus herrscht, in der Kunst hingegen der Realismus. Der Naturalismus ist die Behauptung, das Leben sei so wie er es präsentiert, wodurch ein ihm unwider-sprochener Passivismus der Rezeption unterstellt wird. Dies ist in Sendungen, die das Publikum zum Zuge kommen lassen genauso der Fall wie beim redaktionellen Teil, in der Werbung oder Unterhaltung. Als Nahtstelle zur Kunst kann hier nur ein gelungener Dokumentarismus und der Kulturteil in Frage kommen.

Der Realismus, in dem die Kunst sich präsentiert, ist der Versuch die Realität mit der uns vertrauten Wirklichkeit in einer offenen Form in Korrespondenz zu bringen; er zeigt, dass jeder Erzähler ein Teil der Erzählung ist. Niemand behauptet hier, dass das Leben so ist, wie es ist, sondern ein Prozess, in den viele Faktoren münden und der von vielen Faktoren gespiesen wird und abhängig ist. Der Wille zur Veränderung, zu Möglichkeiten der Entfaltung, auch zur Bewahrung des Wertvollen – in welcher Form auch immer –, daraus wird der Realismus generiert. Platz haben hier abstrakte, konkrete, phantastische und experimentelle Formen und Verwendung finden, welche Medien zum Ausdruck dienen.

An dem Gegensatzpaar Naturalismus und Realismus, Passivität und Aktivität, akzeptieren wir es in seiner Reduktion und Plakativität, lässt sich auch die Globalität als unser heutiges Weltverständnis betrachten. Der Naturalismus der (Massen-)Medien ist das Rückgrat für die Glaubwürdigkeit des Global Style. Die Klischees, die zentralistisch beherrschte Sicht der Welt, der geistige Kolonialismus, das Wettrüsten, das Immer Mehr an Fortschritt, die gewagten Börsenspiele, blanker Rassismus, der Krieg der Images und vieles mehr, sie benötigen die

harten Umriss der Form der Gewalt. Styling ist kalt, doch für Objekte adäquat. Die Objekte werden so zu «natürlichen» Gegebenheiten. Je bekannter sie sind, desto natürlicher sind sie.

Wir kennen alle diese Formen, die uns von Kindheit an eingebrannt werden. Mit gewissen kulturellen Diversifizierungen sind sie zur globalen Sprache der Dinge geworden. Diesem Selbstverständnis gegenüber hat es jede andere Form und In-Formation schwer akzeptiert zu werden, respektive man muss sie erlernen, sich den anderen Möglichkeiten öffnen. Dazu benötigen wir Intuition, Verspieltheit, Verständnis und Interesse, kurz den Mut zur Alternative, zur Akzeptanz des Anderen, auch des Fremden in uns. Es sind die fließenden Übergänge, die Randzonen, die individuellen Begehren und die Lust, die in uns steckenden Fähigkeiten zu entdecken. Das ist der Bereich der Kunst, die unsere Wirklichkeit in die Realität entführt, damit wir aus ihr zurückgekehrt, uns im Drang nach Freiheit nicht alleine fühlen.

Wir befinden uns in der Situation, dass wir zwei Realitäten gegenüberstehen, die unsere Wirklichkeit bilden. Es sind die Medien als geschlossene und die Kunst als offene Form, sowie die Alltagswelt und unsere Wahrnehmung (die Erzählung) und der über diese geführte Diskurs. Zusammen bilden sie den Chiasmus, die doppelte Verschränkung, die wir als Beobachter rezipieren und konstruieren. Verwenden wir in diesem Kontext Style und Stil als gesellschaftlich übergeordnete Form, die uns alle betrifft, so können wir konstatieren: Unsere je eigene Wirklichkeit wird von der Herkunft und vom Milieu bedingt im Global Style der Massenmedien mitgeformt. Um sich jedoch auch selbst entfalten zu können, müssen die Möglichkeiten des Globalen Stils zu Hilfe genommen werden. Im Globalen Stil können wir uns lokal im weltweiten Kontext, aus welchem kulturellen Bereich wir uns auch zu Wort melden, einbringen; denn gerade die Vielheit der Stimmen ergibt hier erst die Diversität der Stile, welche tatsächliche Globalität zustande bringt.

DAS VIRTUELLE NETZ

VIRTUELLE WELTEN?

Die Realität des Internets

Universität Bern-Kulturhistorische Vorlesungen.

Hrsg. von Thomas Myrach und Sara Margarita Zwahlen

Verlag Peter Lang, Bern 2008

S. 93–111

ISBN 978-3-03911-310-1

Vortrag vom 26.10.2005



Einer der grössten Gegensätze, den wir erleben, ist derjenige zwischen Materie und dem Immateriellen. Und dennoch gehören die beiden wie Kopf und Zahl einer Münze zusammen. Es handelt sich dabei auch um das Begreifbare und den Begriff, Konkretes und Abstraktes, Schein und Erscheinung. Schliesslich handelt es sich hier um Realität und Reality, die Welt der Körper und Objekte und diejenige der Vorstellung durch Zeichen, Bilder, Texte und Töne. Fügen wir diesem Gegensatz die Dialektik von Akzeptanz und Verwerfung, von Genuss und Verdross, Schönheit und Hässlichkeit u.v.m. bei, so befinden wir uns mitten in der Dynamik der Produktion und Destruktion als Prozess der Generierung des Lebendigen. Und der Moment der Entscheidung, wer denn was zu bestimmen hat, und über wen und was wie bestimmt wird, ist der immerwährende Funke der Abhängigkeiten, in denen wir alle irgendwie verstrickt sind; den Bindungen materieller und immaterieller Art. Wir bewegen uns im Netz der Beziehungen.

Blicken wir dabei auf die Zeichen-Produktion, so können wir den Widerstreit etablierter und das Establishment bekämpfender und karikierender Zeichensysteme leicht erkennen, denn beide dringen in einer Fülle in uns ein, dass uns beinahe «Hören und Sehen» vergeht. Zum einen müssen wir die Codes, in denen die Zeichensysteme erscheinen, erlernen und verstehen, zum andern

müssen wir ihre Formen kritisieren oder verändern. Und schliesslich müssen wir konzedieren, dass der grösste Teil der In-Formation (durch Zeichen) an unserem Aufnahmevermögen scheitert. Somit gleicht die Zeichenproduktion einer gewaltigen Maschine, die uns schluckt, indem wir völlig zugedeckt unter ihrem Diktat verschwinden. Das Ende der Zeichen sind nicht die verschwundenen Zeichen, sondern wir, die sie nicht mehr wahrnehmen können.

Weil Zeichen nur durch Zeichen bekämpft und besiegt werden können, müssen wir uns selbst in den Zeichenprozess einbringen, wenn die Etablierung der eigenen Zeichengenerierung auch verhältnismässig hoffnungslos erscheint. Im Krampf der Zeichen, bei dem sie von ihrer eigenen Fülle drohen vernichtet zu werden, in ihrem Todeskampf, können nur neue, andere, frische Zeichen wiederum «ein Zeichen setzen». Was widersinnig zu sein scheint. Aber wer weiss schon, was Sinn ist? Denn Sinn wird in jeder Gesellschaft durch Zeichen als Körpersprache inkarniert und deklamiert. Auch hier wiederum durch Akzeptanz und/oder Diskrepanz. Wir befolgen oder missachten die Regeln, wohl wissend, wie was funktioniert, indem wir die Vorschriften als Bedienungsanleitung auch gerne unterlaufen. Auch wenn wir wissen, dass ein gewisses Mass an Konsens die Dinge funktionieren lässt, der Dissens lauert überall. Gunst und Ungunst regulieren wie von selbst, wie uns welche Zeichen zu Diensten sind, welche Codes wir verstehen und wo die Grenzen der Akzeptanz gewisser Zeichen gezogen sind. Unser Verhalten, unsere Handlungen und Gewohnheiten, also die alltäglichen und tradierten Rituale, folgen Vorschriften, die nichts anderes sind als Codes: eingeübtes Verstehen und Befolgen von Zeichen. Auf die Wissenschaften bezogen können wir sie als Paradigmata bezeichnen, auf die Computerisierung als Algorithmen. Dabei bemerken wir natürlich, dass der Reiz die Festlegungen der Codes zu brechen in unserer Gesellschaft sehr hoch ist, in traditionellen/konservativen Kulturen die Befolgung der etablierten Regeln eine hohe Akzeptanz hat, respektive Regelbrüche streng bestraft werden.

Freiheit und Zwang reichen sich jedoch die Hand, denn in gewissen diskursiven Grenzen, die sich graduell verschieben, findet sich eine ausgleichende Mitte, die mehr oder weniger akzeptiert wird – das vor allem in lokaler Hinsicht. Mit Blick auf die Globalität sind die Strukturen der Macht über die Codes aber schwer durchschaubar, weil sie sich der lokalen Körperlichkeit entziehen und im Immateriellen der Kommunikationsnetzte abspielen.

Lokal gesehen sind wir korporal präsent. In unserem Körper stecken all unsere Stärken und Schwächen, er ist die *conditio sine qua non*. Körper und Geist bauen sich gegenseitig auf und bedingen sich wechselseitig. Bereits im Bauch der Mutter nehmen wir wahr, reagieren auf unsere «Umwelt» und konstruieren die Basis unseres Weltbildes. Bei der Entwöhnung von der Mutter helfen uns Übergangsobjekte, sie sind erste Versuche der Selbstfindung. Funktionalität und Abstraktionsvermögen treffen aufeinander und bestätigen, was bereits die Plazenta gewährte: Wir sind immer medial gebunden, durch Knoten körperlich und/oder geistig vermittelt und vermittelnd.

Übergangsobjekte sind greifbare und verwendbare Utensilien, um uns Halt zu geben und Vermittlung zu verstehen. Sie sind Zeichen, die uns zu Willen sind, auch Abstraktionen von Bezügen. Bleiben später Bilder, Texte und Töne übrig, sind sie zunächst Signifikanten für Signifikate, dann auch Signifikanten für Signifikanten, Zeichen für Zeichen. In der heutigen globalen Mediatisierung sind Zeichen Übergangsobjekte für Zeichen, die wir so decodieren müssen, dass wir im Megamedium Globalisierung uns zurecht finden. In der Lokalität sind Übergangsobjekte zunächst tatsächliche Objekte. In der Globalität sind sie virtuelle Boten, die wir in für uns aktuelle Botschaften übersetzen.

So können wir auch sagen, dass die Gene Meme mittransportieren, dass Körperliches Geistiges trägt und Geistiges den Körper bedeutet. Codes sind die Mittler und die in Form gebrachten Mittel, um als Informationen Inhalte auszudrücken, wie klausuriert sie auch sind. Je schwieriger aber Codes zu entschlüsseln sind, desto

weniger Rezipienten werden sie verstehen und je banaler sie unserem Verständnis erscheinen, desto populärer sind sie. In extremen Momenten werden Zeichen kryptisch bleiben und sich unserem Verständnis entziehen. Akzeptieren wir, dass wir uns in den Zeichen und durch Zeichen als virtuelle Welt bewegen und verständigen, und dass Zeichen vor uns waren und nach uns sein werden, so sind Zeichensetzungen mentale Objekte, die eine grosse Resistenz haben. Wollen wir uns in diesen «verobjektivierten» Bereich subjektiv einbringen, können wir uns nur dadurch bemerkbar machen, dass wir versuchen eigene Zeichen zu setzen. Dies indem wir in der Rezeption der Zeichen ihre Vielfalt und Qualität beachten und in der Produktion von Zeichen auch Werte verlangen, nach denen Zeichen uns zum Verständnis des Zeichengebrauchs dienen und uns sinnvoll zu einem offenen Weltbild führen.

Sehen müssen wir lernen, denn wir sehen nur, was wir wissen. Somit müssen wir in einer telematischen Gesellschaft erst recht darauf bedacht sein unseren Blick als Boten des Gehirns zu trainieren, weil das Starren als die Unbeweglichkeit des Blicks totes Sehen ist und das Blitzen ein dem Blicken adäquates dynamisches und lustvolles Umherschweifen im Horizont des Sehens. Das Starren ist ein auf Klischees programmiertes Wiedererkennen und das Blitzen ein neugieriges Auskundschaften des Sehfeldes, das auch Fragen stellt, um Nichtgesehenes sehen zu lernen; zu wissen, was man sehen kann.

In unterschiedlichen Kulturen lernen wir Unterschiedliches zu erkennen, also zu sehen, einzusehen. In der Vielzahl der Lebensräume sind die Notwendigkeiten des visuellen Erkennens und Denkens auch unterschiedlichsten Bedingungen entsprechend vielgestaltig. Bleiben sicherlich viele naturgegebene Spezifitäten erhalten, sind mit den globalen Neuen Medien doch technische Bilder in den Vordergrund getreten. Und wir sind gezwungen ihre Art und Weise, wie sie uns beeinflussen und wir sinnvoll mit ihnen umgehen, zu erkunden. Mit dem fotografischen Abklatsch, der filmischen

Montage, dem Magnetismus des Video und der digitalen Instantaneität befinden wir uns in einer grossen Arena der Bildrezeption und -beeinflussung, die neuen Gesetzen gehorcht.

Die Wahrnehmung der Natur war der primären Erfahrung parallelgeschaltet, diejenige der Neuen Medien ist aber nur auf einer sekundären Wissensstufe zu erschliessen, selbst wenn wir denken, sie sei «natürlich». Im Grunde genommen sind wir vor dem Universum der technischen Bilder Analphabeten, die genauso wie das Buchstabenalphabet das entsprechende Bildalphabet zu erlernen haben. Da wir jedoch von klein auf die technischen Bilder als quasinatürlich wahrnehmen, ohne sie zu verstehen, aber doch von ihnen fasziniert zu sein, okkupieren sie uns unbewusst. Selbstverständlich haben wir mit den Bildern Legenden, Kommentare, Text, Ton und Musik in audiovisueller Verschränkung mitgeliefert und nehmen eine Quasi-Totalität wahr. Doch auch dieses Zusammenspiel ist hochgradig komplex, sodass Erfahrung und Lernen zum Decodieren notwendig sind. Die Bilder werden durch dieses Eintauchen zumeist im selben Masse verstärkt wie verwischter: zu total, zu natürlich.

Um einen gewissen Durchblick zu erhalten, benötigen wir deshalb zum einen eine grosse Bilderfahrung, die jeweils hinterfragt und getestet wird. Wie sind welche Bilder komponiert? Was beabsichtigen sie? Warum gibt es sie und wozu? Welche Farben werden verwendet? Zum anderen brauchen wir Bilder, die sich innerhalb der Geschichte der Bilder als Bild darstellen. Also Bilder, die das Phylogenetische und das Ontogenetische so zu gestalten vermochten, dass sie zum historischen Schatz der Menschheit gehören, ja ihn inkorporieren. Ob nun Bilder verehrt, ertragen oder überhaupt verboten werden – sie sind die Spur, der wir gefolgt sind und der wir irgendwie folgen.

Somit ist es wichtig den Blick am «Sehen» der Vergangenheit zu schulen, ihn jedoch auch im Hier und Jetzt so zu üben, dass man seine Soziografik versteht und daraus die Formen des Wandels als soziomorph begreift,

wobei sämtliche Bildformen gemeint sind, die wir sehen. Vom Gedankenbild, Traumbild und Weltbild bis zum von Künstlern erahnten und verrätselten Bild, das es wert ist, seine Komplexität immer wieder zu hinterfragen, um sich ein Bild vom Bild der Welt zu machen. Dieses ist eine Art Meta-Bild, das wir aus den vielen Bildern ständig komponieren und als Beobachter sowohl der Ding- und Zeichenwelt als auch der anderen beobachtenden Menschen gewinnen.

Wenn wir als Beobachter einen Beobachter beobachten, fragen wir uns, welche Absichten denn dieser hat, was er im Schilde führt. Wir versuchen unsere eigene Position den Anderen gegenüber zu bestimmen und unser Handeln entsprechend zu lenken. Sobald wir etwas tun, bewegen wir uns im Feld der Geschehnisse, aus denen wiederum unsere Erzählungen resultieren, unsere Geschichte. Argumentieren wir auf Grund dieser Geschichten mit anderen über Sinn und Zweck dieser Handlungen, «rahmen» wir diese aus der Distanz des Diskurses, der Metaebene. Wir konstruieren nach Gutdünken und Vernunft eine mentale Einheit aus den diversen, eine Rolle spielenden Faktoren, um aus dem Konkreten ein distanzierteres Gebilde, eine Abstraktion zu gewinnen. Die Abstraktion wird als «Bild» in Erinnerung bleiben, wird je nach Bedeutung für unsere Lebensumstände stärker oder schwächer abrufbar sein. Wir müssen es erneut rekonstruieren. So gehen die Ebenen des Geschehens mit denjenigen des Denkens und Redens Hand in Hand, sie sind eine erste und eine zweite Realität, das Materielle und das Immaterielle, die Szenen und der Akt, schliesslich deren Rahmung im Gedächtnis und in den Medien.

Bilder sind Arretierungen, werden aber bereits durch ihre Vielzahl zu einer bewegenden Folge von Bildern. Und in beschleunigten Zeiten werden auch die bewegten Bilder immer dominanter. Sie bewegen uns als Bewegte, so dass wir in Rhythmen der Bilder leben. Wir werden vom «Film» des Lebens geschluckt zu Regisseuren unseres eigenen Lebensfilms und wissen oft nicht mehr in welchem «Film» wir sind. Das wird in den neuesten Techno-

logien noch deutlicher, wenn wir «always on» sind. Die Apparate verbinden und erreichen uns rund um die Uhr, ihre Energie und Präsenz bilden ein Netz, das uns virtuell umgibt, und in Bilder taucht, welche ihre Form ständig verändern. Wir werden selber metamorph und sind zugleich wir selber als auch wir – als in Bildern andere – im Netz instantaner Telepräsenz.

Wir befinden uns in einem Zustand zwischen uns, der Welt und der Bilderwelt, dem Gefühl dort zu sein und doch hier, sodass wir ausser uns und bei uns sind. Das war ehemals wahrscheinlich nicht anders, wie uns Techniken der Ekstase, des Glaubens, der Meditation und des Rausches bezeugen. Doch nie standen wir – wie heute – als (telematisch) codiertes Zeichen instantan neben uns, was die Metaebene kreiert, die es zu begreifen gilt. Mit ihr und in ihr müssen wir uns positionieren. Weshalb wir unter anderem, wenn wir den Blick soziomorph verstehen, in dieser Lage auch sagen müssen, dass wir, wo wir uns auch befinden, in einer metatopischen Situation sind. Und wenn wir uns fragen, wie wir etwas unternehmen und Ideen realisieren, metadisziplinär argumentieren müssen.

So wie Begriff und Begreifen gehören der Blick und das Geräusch, Bild und Ton, respektive Text zusammen. Heute in einer Verquickung, die als die Basis der Virtualen Realität gelten kann. Werden oft auch das Bild und der Ton/Text getrennt voneinander rezipiert, so weisen sie doch dermassen aufeinander, dass wir beim Lesen Gedankenbilder entwerfen, beim Betrachten von Bildern an Begriffe denken und beim Hören von Musik synästhetische Erfahrungen machen. Die Gefühle sind dabei genauso wichtig und werden geweckt wie der Verstand erregt.

Können wir vor Bildern die Augen verschliessen, vor Geräuschen können wir höchstens die Ohren zuhalten; doch das Hören abzuschalten gelingt uns nicht. Wir sind immer gehorsam, was über das Persönliche hinaus bis zu den Objekten sich erweitert, die uns gehören. Verstellen uns heute die Massen von Bildern auch die Welt, so

überfluten uns Töne, Klänge, Geräusche, Gesang und Musik in einem Masse, dass wir eigentlich nie zur Ruhe kommen. Unsere Nervigkeit und das Gestresstsein sind die Auswirkungen dieses Klang-/Geräuschteppichs, in den wir verwoben sind. Zu diesem gehört selbstverständlich auch das Gerede, durch das wir mitredend unsere Wirklichkeit primär entwickeln und verarbeiten. Durch das Sprechen haben wir einen Zugang zur Psyche, zur Gedankenwelt der Anderen und mit dem Sprechen realisieren wir unsere Ideen in Handlungen.

Somit ist Sprechen ein Rhythmus von Lauten, die wir produzieren und rezipieren, ein Lebensrhythmus wie der Herzschlag, in dem wir uns wie im Tanz nähern und entfernen, in dem wir – im Medium drinnen – uns veräussern. Wir werden sprachlich umarmt, abgestossen, in Käfige geschlossen und beflügelt. Wir sind mit der Sprache in den Tönen, Klängen und Geräuschen in einer aktuellen und doch auch virtuellen Sphäre. Indem wir unsere Sprechblasen in den Raum akustisch verstärken, bis zum Schweigen zurücknehmen, kommunizieren wir – auch unwillentlich –, indem wir einfach da sind, ein korporales Medium, ein Trajekt sind. Unsere Präsenz allein ist bereits eine ausreichende Botschaft, um entsprechend interpretiert, wahrgenommen zu werden, geschweige denn, wenn wir durch die Medien hindurch unsere Stimme erheben, die Verstärker einschalten um uns Gehör zu verschaffen. Dann genügt allein die Stimme, um durch ihr Wiedererkennen ihre Macht auszuüben.

Im Rahmen des Universums registrieren wir das ferne Echo des Urknalls, im Rahmen des Orbitalen hören wir die globalen «Stimmen» und horchen als Spione auf, wenn Reizwörter aus dem Rauschen Auffälliges herausfiltern. Im Netz der Satelliten und Empfangsstationen verfangen sich die Zeichen (codiert oder nicht) und werden als Bild, Text und Ton wahrgenommen, wenn sich unser Augenmerk auf sie richtet. Dieser Datenfluss umgibt den Globus wie Smog, der die Atmosphäre verändert. Eigentlich nicht sicht- und hörbar sind wir in Schleier der Information gehüllt, die wir als virtuelles

Netz spüren und auch nicht, in der Verknotung von Körper und Geist.

Das virtuelle Netz, mit diesem Paradox müssen wir uns abfinden, ist da und nicht da. Und wie früher in der Kunst, im Theater und im Spiel ein Als-Ob gegeben war, ist dieses nun über unsere Realität, den ganzen Globus verbreitet. Sind in der Realität die auch noch nicht erkannten Potenzialitäten vorhanden, ist die Aktualität, als momentaner Zustand tatsächlich und doch auch nicht, Virtualität. Denn welche Möglichkeiten wir uns ausdenken, welches Wagnis der Übertretung der Konventionen wir uns vergegenwärtigen, das denken wir wirklich, wenn es auch dafür keine Wirklichkeit gibt. Das Reich der Fantasie, der kühnen Entwürfe, auch des Wahnsinns stecken im Virtuellen... und bereiten uns genau so Freude und Genuss wie Schmerz und Leid. Denn die Grenze der Realität ist wirklich der Tod, den wir höchstens hinauszögern können, nicht aber überwinden. Und unvorstellbar ist das Jenseits des Lebens, selbst wenn wir uns virtuell trösten, indem Modelle des Jenseits in unser aller Köpfen in vielen verschiedenen Vorstellungen existieren.

Virtualität ist das Jenseits im Diesseits als Idee, die sich verwirklichen lässt, aber auch als Gedanken, Text, Bild und Ton realisiert sein/werden kann. Sind heute viele mögliche Welten virtuell im Netz abrufbar, entspricht das unserer hypermodernen Kondition, dass immer mehr der Megamaschine Globalisierung unterworfen ist, die Multimедien an unserer Statt zum Einsatz kommen – demnach das mentale, virtuelle Prinzip das Sagen hat. Unermessliche Möglichkeiten, die an keine Grenzen stossen, solange sie sich im System des Virtuellen ereignen. Sie finden jedoch schnell ihr Ende, wenn es um den Transfer in die Realität, ins Lokale des tatsächlichen Lebens, geht.

So fliehen viele – vor allem Jugendliche – in diesen Bereich der virtuellen Realität, respektive sie halten sich vornehmlich in diesem auf. Die geistige Wohnung wurde zum präferierten Ort des Aufenthalts. Und die

gegebene Grenze zwischen einer tatsächlichen und einer gedachten Welt zerfranst dermassen, dass wir sogar das Medium als Medium nicht mehr wahrnehmen. Das Mediatisierte wird immediat, das Modell zur Realisation, die Überwindung zur Voraussetzung und eben das Jenseits zum Diesseits. Kein Wunder, dass symbolische Zuschreibungen als Status, Image u.ä., also Extrapolationen mehr bedeuten als Integration in die Umsetzung gesellschaftlichen Wirkens. Ein kruder Individualismus im Kontext virtueller Beziehungen trifft schroff auf die Mühen der Verwirklichung des Alltagslebens.

Der Schritt in die Virtualität ist derjenige über die Realität hinaus und in unser Bewusstsein hinein, aber nicht nur in unser Bewusstsein allein, sondern auch in das Bewusstsein der Maschinen, das von ihnen selbst generiert wird. Wir haben es demnach mit unserem Denken und Fühlen zu tun, gleichzeitig aber auch mit Konstrukten, die nicht mehr notwendigerweise vom Menschen entworfen wurden. Das heisst, dass wir uns in Abhängigkeit von der Apparatewelt gebracht haben, so wie wir uns durch sie entlasten können. Es kommt darauf an, wer warum welche Apparate wie zu was gebraucht oder missbraucht. Historisch gesehen gehören Werkzeuge als die Vermittler zwischen Kopf und Hand seit der Menschwerdung zur Definition des Humanen.

Das Rückgrat für die globale Vermittlung von Informationen, die Schaltstelle der Medien und die Vernetzung aller mit allem, sind die Computer. Auf der Basis der Steuerung des Energie-Informationsflusses durch Algorithmen ist der Computer das Instrument zur Erweiterung des Gehirns zu einem globalen «Gehirn», das einen allgegenwärtigen Zustand der Atopie erzeugt. Die Atopie ist das Resultat des überwältigenden Erfolgs des mentalen Prinzips, des Kopfes über die Hand, der Software über die Hardware, die in immer miniaturisierterer Form schon am Punkt der Adaption, wenn nicht der Implantation in unseren Körper angekommen ist.

Sieht man auf die Internetgeografie, sind es die fortschrittlichen Länder, welche eine hohe Dichte der Vernetzung aufweisen und darin wiederum die Global Cities, die den primär ökonomischen Bewusstseins-Strom fliessen lassen. Riesige Länder sind praktisch nicht existent, wenn es um Internetanschlüsse geht. Insofern ist dieses Netz sehr seltsam geknüpft: einige Informationsstränge verlaufen sehr dicht und neben ihnen stellt man wenige verlorene Fäden fest. Das Internet ist keinem regelmässig gewebten feinen Stoff vergleichbar, aus dem ein Kleid des Globus geschnitten wird. Es ist in der Grobstruktur mehr oder weniger uni- und bilateral, selten multilateral. Und ideologisch gesehen funktioniert es noch recht ähnlich der TV-Struktur und der Medien-Distribution im Allgemeinen: möglichst viele Rezipienten mit Klischees, Kaufbefehlen und Lapidarem als Information zu erreichen.

Durch die Vielzahl der Anschlüsse scheint das Internet ein offenes System zu sein. Doch was nützt uns eine Offenheit, die eigentlich verschlossen ist, d.h. wenn die Öffnung nichts anderes als eine Vielzahl von fertigen Angeboten ist, die keine Logik verbindet. Selbstverständlich verführt uns dieses reichhaltige Angebot. Doch wie können wir wissen, was für uns wirklich interessant ist, wenn wir nur suchen ohne etwas finden zu können, weil das Irgendwo (Atopie) uns haltlos macht? Mit der Suchmaschine werden wir schon irgendetwas finden, aber hat sich die Suche gelohnt?

Das Internet ist ein Irgendwo im Nirgendwo des Cyberspace, der faszinierend ist, der die Erfüllung der Informations-Utopie ist, bestimmt für dieses und jenes sehr geeignet: Speziell für das Auffinden ausgesuchter Dinge ist es die Bereitstellung von gewaltigen Informationsangeboten. Die Befehlsstruktur – auch die Befehle, die wir geben müssen – war von Beginn an der tiefere Sinn des Internet (Arpanet). Durch die Verteilung, respektive Streuung als Sicherheitsdispositiv sollte ein Befehl nicht verlorengehen. Das klingt wie die Erhaltung der Macht im «divide et impera». Doch jenseits dieser konventionellen Funktionen des Internet ist es sicherlich auch eine

Quelle des freestyle, des Polylogs und der Kommunikations-Freudigkeit der User. Die Offenheit des Chatters geht gar so weit, dass ein unerwünschtes Eindringen in den eigenen Computer auch noch mit enthalten ist, und das nicht nur freundlicherweise. Das Internet ist also tatsächlich auch eine Befreiung von den Programmen der Sender für Sender und Empfänger eines polylogischen Prinzips der Fragen und Antworten mit unzähligen Argumenten.

Das Netz, als eine der wichtigen Erfindungen der Menschheit, ist sowohl ein materielles als auch ein immaterielles. Je nach Dichte ist ein Netz mehr oder weniger durchlässig, es kommt auf die Menge der Knoten an, auf die Art der Verknötung und die Qualität des Materials, aus dem die Fasern, Schnüre, Stricke, respektive die Kabel hergestellt sind. Diese materialen Gegebenheiten können wir symbolisch auf die immateriellen Netze, Verbindungen, die Kommunikation übertragen und bemerken eine grosse Übereinstimmung, da es sowohl um den Zusammenhalt als auch um die Durchlässigkeit geht.

Im Knoten, also der Verbindung der Kommunikationsstränge, sind wir als Selbst mit uns und den Anderen verknüpft. Familiär, gruppenspezifisch und allgemein gesellschaftlich sind wir als vielfältige Knäuel mit variabler Lockerheit oder Festigkeit, nahe und fern immer in irgendeiner Art und Weise präsent. Je nachdem ob wir mental oder korporal verbunden sind, ist unser Beziehungsnetz mehr oder weniger interaktiv und überlagert sich mit anderen Netzwerken metamorph, metastatisch und metaphysisch.

Vielleicht ist der beste Vergleich für das virtuelle Netz das Gehirn, das in seiner unglaublichen Komplexität und Leistungsfähigkeit aus Zellen besteht, deren Vernetzungsstrukturen dermassen vielfältig sind, dass wiederum nur die unvorstellbare Reichhaltigkeit des Universums als Vergleich herangezogen werden kann, um ein befriedigendes Bild zu erhalten. Wollen wir eine der globalen Situation entsprechende phantasievolle und frei-

zügige Kommunikationsstruktur, müssen wir demnach dem Gehirn entsprechende Strukturierungen etablieren und Begriffe wie Bifurkation, stochastische Prozesse, fuzzy logic u.m. beziehen.

Die Interaktion auf neuraler Ebene ist immer zugleich Aktion, die zum Teil so interpretiert wird, dass das Gehirn – für uns unbewusst – schaltet und initiiert, bevor wir uns selber bewusst sind, was wir tun oder tun wollen. Dies ruft natürlich eine Diskussion um den freien Willen und die Macht des durch die Gene bestimmten Schicksals hervor. Ein Widerstreit, den beizulegen nicht gelingt. So wie wir die Knoten, die wir sind, nie von dem Netz, das sie erstellen, trennen können. Keine eindeutige Antwort auf die Frage werden wir erhalten, wo das Materielle wie vom Immateriellen separiert werden kann, respektive das Immaterielle ohne Materie existieren könnte.

Nicht umsonst wird auch von Strings gesprochen, unsichtbaren Fäden, die das Universum zusammenhalten sollen. Alles ist irgendwie mit allem verbunden, wenn wir auch kein einheitliches Bild zu sehen bekommen. Die Verknüpfung nennen wir auch Montage, Collage oder Patchwork und seit dem Zusammensetzen von elektronisch in Massen vorhandenen Informationen an Bild, Text und Ton Hypertext, Sampling und copy and paste. Geradezu dadaistisch prallen da Dinge und Personen aufeinander, werden Sinn und Unsinn gemischt, Masse und Individuum vereint, das Allgemeine mit dem Besonderen verbunden. Die Elektronik ist die Geburt des freestyle, der Ordnung und Chaos verschmelzen lässt und uns dazu zwingt Pflicht und Kür so zu wählen, dass wir in der Unübersichtlichkeit sichtbar sind und zu Einsicht kommen.

Wenn überall immer etwas läuft und wir «always on» von den Apparaten bestürmt werden, die Welt in Bits zerhackt uns in die vielen Schleier des Scheins hüllt, bleibt uns nur die Aufforderung zum Tanz anzunehmen. Aber nicht zum Tanz ums Goldene Kalb, was das Übliche ist

und ausschliesslich ein Pflichtprogramm darstellt. Die Variabilität der Bits und Pixels ruft nach Selbst-Darstellung, nach dem Traum einer verspielten Präsenz in der Doppelnatur unserer Realität, die auch eine Reality ist, ein Leben in und durch die Medien. Wir können die Augen vor den Apparaten, der Mediatisierung nicht verschliessen, denn sie sehen uns an, rund um die Uhr: Jede/r von uns ist ein Fluchtpunkt in der umgekehrten Perspektive der Medienwelt.

Um diese Macht-Perspektive zu überwinden, müssen wir wie in den Träumen zum Hauptdarsteller werden, um den sich oft ein skurriles und nicht erklärliches Geschehen dreht und ein Involvement in unglaubliche Bilder und Situationen eröffnet. Eine ästhetische Welt überraschender Zeichen wie die Mediatisierung, in der wir auch versinken, die aber primär so gemacht worden ist, dass wir keinen Part spielen, ausser vielleicht einen nebensächlichen als Handlanger des Systems.

Könnten wir den evidenten Partner der Mediatisierung, die Performanz, zu unseren Gunsten wenden, zu den Ideen einer/s jeden, hätten wir eine Perspektive-Umkehr bewirkt, die zum einen in Ansätzen durch die Computerisierung und das Internet gegeben ist, andererseits in einer verspielten Kommunikationsform im Lokalen des Alltagslebens schon immer bekannt war. Verwenden wir doch die Medien als Übergangsobjekte der zweiten Stufe, indem wir sie uns aneignen, anstatt wie in der ersten Stufe uns mit den Medien (wie von der Mutter) zu entwöhnen. Dann ist uns durch die Metaebene der Medien ein Objekt gegeben, mit dem wir nicht aus der Realität in die Welt des schönen Scheins fliehen – in die Pseudo-Events, das Infotainment, schliesslich ins branding entertainment.

Als Performer in der eigenen Sendung, die aber ständig auf Empfang gerichtet ist, spielen wir den Part, den die gegebene Situation erlaubt, in tatsächlicher Auseinandersetzung, mit und für uns als Hauptdarsteller, die wir als Trajekte sind. Mit und ohne Medien sind wir immer mittendrin, ein Medium des Geschehens. Nur dass wir

im Fall der Globalisierung zu Zaungästen verkümmern, statt im Polylog unser Weltbild der Fülle der Möglichkeiten zu öffnen.

Wie eh und je dreht sich die Kommunikation für jede/n um Anerkennung und Zuneigung. Weshalb sollte es sonst so viele Castings geben, in denen doch alles unter dem Diktat der Gefolgschaft steht? Um Histrionik, eine krankhafte Selbstdarstellung in einem zwanghaften Auftritt, geht es dabei. Hier setzen sich die Massen der reinen Medienmache aus. Big Brother ist nichts anderes als ein Netz als Gefängnis unter der Fuchtel der Gefängniswärter. Dasselbe geschieht, wenn man, um in den Medien Erfolg zu haben, zunächst street credibility vorzuweisen hat, eine lächerliche Entschuldigung für die reine Oberfläche üblicher Programmation.

Zynischer sind diejenigen Mediengefässe, in denen wir zuschauen müssen, wie cool die Schönen und Reichen sich gegenseitig beweisen, wie schön und reich sie sind: Wie nichtssagend eine Sendung, die Botschaft der Medien sein kann! Aus diesem Styling müssen wir ausbrechen, aus diesem Diktat der Bevormundung und Betreuung, aus diesem Zwangskorsett für den gesunden Menschenverstand. Dieser darf nicht unterschätzt werden, denn er kommt aus dem Verstehen des Laufes der Dinge, aus Partizipation an Freud und Leid, aus den Tiefen und Höhen, durch die uns das Schicksal treibt. Die Medien müssen die Partner unserer Bedürfnisse und Wünsche werden, unser Begehren transportieren. Sie sollen nicht fade Unterhaltung sein, die unser Verständnis von Bild und Sprache, Musik, Vernunft und natürlicher Intelligenz Lügen straft. Bestimmt gibt es auch Beispiele eines exzellenten Mediengebrauchs. Nur wie selten können wir das sagen!

Der Angelpunkt der Mediatisierung ist doch die Partizipation, das Dabeisein, welches uns nicht zu teilnahmslosen Rezipienten macht. Denn Rezeption von Qualität, positives Lernen, ist Produktion von Sinn, ist Interaktion auf der Ebene der Medien. Partizipieren wir tatsächlich, sind wir Performer genauso wie wenn wir selber das Geschehen lenken, einen Auftritt haben oder uns zur Musse zurückziehen, wenn wir Produzenten sind. Von

der zweiten Beobachterstufe her gesehen sind wir immer Rezipienten und Produzenten, konzentrieren uns in der Dezentrierung: Aufnahme und Wiedergabe geben sich die Hand.

Wenn wir Teil der Vernetzung, das heisst Konstrukteure sind im virtuellen Netz, durch das wir im Austausch von Energie auch Inhalte mitteilen, dann ist der Vertrieb – anders als bei den herrschenden Multis der Medienkonzentration – so verzettelt wie möglich. Dann gibt es in den vielen globalen Kulturen die lokale Stärke, zu der ein sinnvoller Gebrauch der Medien führen muss. Werden diese dann aus Notwendigkeiten heraus zu einer globalen Schaltung gebündelt, ist das eine sinnvolle Vereinigung (bottom up). Was heute geschieht, ist die Verfügung von oben herab (top down), ein Diktat zur Unifizierung auf einem Niveau, das uns krass unterfordert, denn es gibt eine kollektive Intelligenz, die aus Individuen gebildet ist.

Um das virtuelle Netz als einen materiellen und immateriellen Ort der Partizipation zu erhalten, müssen wir begreifen, dass sich die Realität mit der Reality mischt, dass das Eigene und das Fremde sich treffen. Das bedeutet sich selbst als ausser sich Seienden in einer Xeno-Position zu erleben, so wie wir ein Foto von uns betrachten oder Film- und Videoaufnahmen. Wir sind aus uns heraus ins Medium getreten und haben momentan den Ballast des in sich gefesselt Seins vergessen. Diese Last des Selbst werden wir nicht los, wir können sie aber durch die mediale Entlastung, die engelhafte Leichtigkeit der Medien relativieren und im Wechselspiel zwischen der Verknotung und Durchlässigkeit des Netzes den freien Fluss unserer Energie geniessen. Denn Erleben ist der Genuss des Lebens mit sich durch die anderen.

Diagramm

- 1822** Heliographie Nicéphore Niépce
- 1841** Werbeagentur Volney Palmer
- 1858** Luftaufnahme Nadar
- 1860** Telephon Antonio Meucci
- 1873** QWERTY auf der Schreibmaschine
- 1877** Chronophotographie Eadweard Muybridge
- 1877** Phonograph Thomas Edison
- 1884** Fernsehen Paul Nipkow
- 1889** Filmkamera Thomas Edison
- 1895** Filmprojektor Louis & Auguste Lumière
- 1905** Musicbox John Dunton
- 1920** Rundfunk in Pittsburgh
- 1926** Fernsehempfänger Televisor, John Logie Baird
- 1927** Tonfilm The Jazz Singer
- 1928** Magnettonband Fritz Pfleumer
- 1930** Fernsehwerbung in England
- 1932** Stereoschallplatte Alan Dower Blumlein
- 1937** Z1 Computer Konrad Zuse
- 1939** elektron. Fernsehen RCA in den USA
- 1940** Hitparade Billboard
- 1943** Computer Alan Turing
- 1948** Bit (binary digit) J. W. Tukey
- 1951** Farbfernsehen CBS
- 1954** Video RCA
- 1958** LASER Charles H. Townes/Arthur L. Schawlow
- 1958** Chip Jack S. Kilby, Texas Instruments
- 1962** globales TV Telstar 1
- 1965** Musikkassetten Philips
- 1965** Silizium-Chip
- 1966** Mixed Media Show Andy Warhol
- 1968** Fernsehgalerie Gerry Schum
- 1968** Maus Xerox
- 1969** Mikroprozessor Ted Marcian Hoff
- 1970** Polaroid SX 70 Edwin Land
- 1971** Flüssigkristallanzeige Hoffmann – La Roche
- 1977** VHS JVC
- 1977** PC Apple
- 1979** CD Sony & Philips
- 1979** LCD Matsushita
- 1981** MTV
- 1985** CD Rom
- 1990** Internet Tim Berner-Lee, CERN
- 1994** E-Mail
- 1995** DVD Sony
- 1995** Antimaterie CERN
- 1996** Digital Fotografie Casio
- 1997** Teleportation Anton Zeilinger
- 1997** DVD Player Panasonic

IN DER ZAPPINGZONE

ZappingZone

256 Seiten
ISBN 978-3-7165-1423-8
Benteli Verlag 2007
S. 6–29



Von überall her bestürmen uns Botschaften in Form avancierter technischer Boten, die uns auch als Satelliten rund um den Globus wie eine Megamaschine fest im Griff haben. Diese ständig sich ändernde, Aktualität darstellende und uns in eine dünne Atmosphäre tauchende Zone ist die Erscheinung der Welt als Sample, an dem wir – sowohl Rezipienten als auch Produzenten – partizipieren. Mit unzähligen Programmen locken uns in immer naturalistischer präsentierten Bildern und Tönen die Apparate, um uns als interaktive Teilnehmer in einem virtuellen Netz einzufangen.

Diese die Globalisierung kreierende Situation ist eine Zapping-Zone, das Begreifen des Scheins als mentales Dasein. Wir werden durch diese neurale Fülle, die niemand zu bewältigen imstande ist, zwar fast unfähig Entscheidungen zu treffen; aber immerhin ist das Angebot so verführerisch, dass wir aus Vielem wählen können. Diesen Überfluss müssen wir als Freiheit der Wahl verstehen und als Möglichkeit der Selbstdarstellung: der Differenz auf einer bunten Palette von Intentionen. Wir zappen, um uns durch «mental building» nach eigenem Geschmack in Form halten.

Der befreiende Moment des Zappens ist paradoxer Natur. Zum einen wählen wir aus einem geradezu unübersehbaren Meer von Information etwas unserem Interesse Entsprechendes aus. Ob uns dieses befriedigt, zeigt sich erst nach einer gewissen Zeit. Auf jeden Fall

ist dieses Angebot in seinem Design, seinem Inhalt etc. konventionell, es entspricht dem der Zeit konformen Display, dem Stil unserer Tage.

Dann bedeutet Zappen, dass wir uns bereits in einer anderen Zone befinden: dem Bereich freier Gestaltung und der Suche nach neuen Formen in den zur Verfügung stehenden Medien. Wir bewegen uns dann in der Kunst und ihrer utopisch angehauchten Atmosphäre. Hier sind die Formen offen und experimentell in dem Sinne, dass sie zur Disposition stehen. Auch wenn in Kunstwerken eine ideale Form gefunden wurde, sie muss von den Rezipienten erkannt werden.

Schliesslich bedeutet Zappen, dass wir primär Rezipienten sind, die durch ihre Präsenz Inhalte produzieren. So werden wir selber zu Usern und Mediatoren im globalen Netz. Hier verdichtet sich die Zapping-Zone zum Bewusstsein in der Bewegung. Wir sind Surfer auf den Wogen der Information, rufen das Gewünschte ab und präsentieren unsere Ideen in Bild, Text und Ton. Ein globaler Marktplatz auf dem jede/r seine «Ware» anbieten kann.

Von der Küste aus kann man die Surfer – die wir sind – beobachten. Viele Wogen ziehen an ihnen vorbei. Sie schwingen sich aufs Brett, wenn sie die richtige, ihnen adäquate Welle vor sich haben. Dann lassen sie sich so lange auf ihrem Kamm tragen, bis sie an Kraft verloren hat. Ist die Welle sehr hoch und bildet einen Tunnel, so verschwinden sie in diesem. Die Wogen verebben immer, wir hatten uns mit ihnen verbunden. Und bereits schwimmen wir erneut denjenigen Wellen entgegen, die uns zu tragen versprechen. Für kürzere oder längere Zeit, doch immer bewegt durch die eigene und des Meeres Bewegung.

Bei den Bildern, Texten und Tönen ist es nicht anders als überhaupt in der Gesellschaft heute: Wir sind von Klischees überflutet, von der reinen Oberfläche, die sich in blendender Schönheit unter dem Zeichen des Signalhaften kundtut, um möglichst oft unsere Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Wobei die Aufmerksamkeit in einen Dauerzustand durch All-Präsenz überführt werden kann: Wenn das Unterscheidende sich eigentlich nicht mehr

von Unterschiedenen abheben lässt. Wenn der Unterschied zum Gleichen wurde, als nicht vom Anderen unterscheidbar.

Von allem gibt es zu viel. Wie wählen wir da aus, wenn wir etwas aus der Vielheit des Gleichen wollen? Lassen wir uns vom Zufall lenken, vom guten Geschmack oder einfach von dem, was wir bereits öfter gewählt haben? Was uns vertraut ist, was üblicherweise akzeptiert ist, was einen Namen hat, das ist es, wofür wir uns entscheiden. Somit hat Erfolg, was bereits erfolgreich ist, was wir (fast) alle kennen. Also sind es die Klischees, die den Ton angeben. Die vertrauten Namen sind klingende Namen. Die Basis der Gesellschaft ist der Name des Klischees. Doch selbst von den Klischees gibt es so viele, dass sie ein Zuviel sind.

In diesem Zustand des steten Aufflackerns der Vielheit ohne Unterbrechung, in dieser Zone des Sens-Surround durch die Multimedien, hoffen wir durch Zapping doch noch etwas zu finden, was dem Klischee entkommt. Und wir landen in der Zapping-Zone, die uns gleichfalls beherrscht. Doch vielleicht mit der Möglichkeit etwas dem eigenen Interesse Entsprechendes zu finden. Wir sind im Zirkel der Medien gefangen, aber immerhin mit der Remote Control in Händen.

Nicht nur die üblichen Klischees machen die Vielzahl aus. In jedem gesellschaftlichen Bereich herrscht das Zuviel, so auch in der Kunst. Da aber im Rahmen der Kunst ein hohes Mass an Offenheit und Dialogbereitschaft üblich ist, sind wir bei ihrem Zuviel an Produzenten/innen als auch an Produkten bereits in der Zapping-Zone angelangt, wenn wir mit ihrer Rezeption beginnen. Das heisst, die Qualität der Produkte ist individualzentriert, eine nicht ins Schema der Massenkommunikation zensurierte oberflächenbereinigte Botschaft.

Auf jeden Fall sollte es so sein, dass ein Kunstwerk als Intermedium sich nie eindeutig als Information decodieren lässt, sondern Offenheit als Geschmeidigkeit, als spielerischen Charakter darstellt. Diese Geschmeidigkeit können wir auch als Zapping bezeichnen, als ein überraschend freies Feld der Begegnung mit selbstrelativierenden Botschaften. So erhält Zappen den tieferen Sinn der Vielheit als Austausch von Vielem mit Vielen

und enttarnt damit das Viele als Dasselbe des Klischees. Dieses offene Viele ist durch den Polylog gekennzeichnet, durch die Akzentuierung des Kontexts und die Relativierung dessen, was Wahrheit heisst. Denn auch diese ist Ansichtssache und als solche von der Spaltung in Ansicht und Sache, von der Art und Weise, wie eine Sache angesehen wird, abhängig.

Durch die Überdeckung des Vielen vom Vielen, das aufgeteilt doch selten das Einzelne erscheinen lässt, sind wir im dauernden Konflikt zwar wir als wir selbst zu sein, doch gleichzeitig anerkennen zu müssen, dass wir ein Teil der Vielheit sind. Somit sind wir gezwungen das Viele zunächst zu verstehen und den Pakt der Toleranz zu schliessen, indem wir das Viele als Basis oder Überbau von uns selbst sehen. Grosszügig müssen wir viele Ansichten akzeptieren, wenn wir auch uns selbst in den Vielen eingebettet als integrierenden Teil der Masse erleben möchten, so gewaltig wir oft auch den Druck der Massen als Generator des Lapidaren erfahren.

Gefangen in der Zerreissprobe zwischen dem Selbst und der Masse, sind fast alle «natürlichen» Bande des Zusammenlebens gerissen. Wir flottieren zwischen Abhängigkeiten und Wahlmöglichkeiten in einem Puzzle, ständig in Bewegung, mal hier mal dort angedockt, mit dem einzigen Haltepunkt, der uns zwischendurch Ruhe und Zeit zur Besinnung gestattet: uns einen Ausser-Uns Zustand zu gewähren, um der hämmernden Neuigkeit momentan zu entkommen.

Diesen Aussenposten unseres Selbst können wir in diversen Medien finden. Im Traum, im Fest, im Rahmen der Liebe und den unserem Leben zur Verwechslung ähnlichen Medien spielerischer und/oder künstlerischer Art. Dabei kann es die Ruhe, die Entschleunigung sein, aber gleichfalls die Faszination der Geschwindigkeit. In unserer hektischen Zeit kann analog dazu Schnelligkeit zur positiven Aufhebung des Gefühls zu grosser Beschleunigung führen, eine Art Analogie-Zauber.

Wir erliegen dem Eindruck, den Schnelligkeit bewirkt. Dem schnell bewegten Bild haben wir uns seit dem Film in immer neuen Varianten hingegeben: Seien es Videos, Computeranimationen, Werbe- oder Musikclips, sie

scheinen uns mit einem Bann zu belegen. Und diese zeitgerafften Rhythmen bewegen nicht nur die Bilder, sie bestimmen bereits einen grossen Teil unseres Lebensrhythmus, der verglichen zu früheren Zeiten sehr beschleunigt ist, wenn er nicht in vielen Bereichen bereits zu schnell ist. Geschwindigkeit bewirkt den Stress, der in den meisten Lebensbereichen die Norm geworden ist.

Wollen wir durch das Viele hindurch auch das Viele geniessen, müssen wir in einer entsprechenden Geschwindigkeit Vieles rezipieren. Wie ist das möglich? Zum einen selbstverständlich durch geschickte Auswahl. Denn Vieles ist nichts anderes als die Kopie, die Replik von etwas, das quasi identisch ist mit dem «Original». Es handelt sich um Wiederholungen unter neuen Bedingungen oder einfach um Repetition. Anderes jedoch wird sich nur in der Erweiterung des eigenen Horizonts erschliessen. Dabei müssen wir unsere Lerntechniken so verfeinern, dass wir das Viele schneller aufnehmen und memorieren. Wir entwickeln komplexe Aufnahmeverfahren und flottieren durch die Wogen der Erkenntnis multisensual, wozu uns eine Holografie von Bild, Text und Ton verhilft.

Die Erweiterung des eigenen Horizonts ist die neurale und globale Holografie als ein Panorama, ein interaktives Megamedium. Es verbindet nicht nur verschiedene Ebenen miteinander, es stellt diese gleichfalls als unterschiedliche hypertextuelle Strukturen zur Verfügung. Der Komplexität unserer neuronalen Vernetzungen korrespondiert die gewaltige Apparatur Megamedium als globaler Mediatisierung, die wiederum rückübersetzt ein typischer Ausdruck unserer Zeit ist. Das Konstrukt Gehirn entwickelt eine ihm ähnliche energetisch geladene Apparatur der Weltwahrnehmung, um sich an dieser zu messen und sie durch Neue Medien zu variieren und zu erweitern. Es ist ein neuraler Prozess, verbunden mit einem globalen, der in einer unaufhörlichen Metamorphose mündet. Diese beherrscht scheinbar alle Formen als Bild, Text und Ton.

Sind wir ins Megamedium untergetaucht, heisst das aber nicht, dass wir – selbst wenn es den Anschein hat – keinen Bezug zur Realität mehr haben. Das wird zwar

durch die gewaltige Blendung, welche durch das Mega-medium kontinuierlich produziert wird, durch den endlosen Verweis von Zeichen auf Zeichen suggeriert. Doch unser Körper ist die reale Basis, von der und zu der die Medien operieren. Wir sind als je einzelne Adressat und Distributeur der Information, verantwortlich für Input und Output, der lokale Bezugspunkt im globalen Geschehen. Selbstverständlich sind wir in diesem Prozess auch ein Medium unter Medien, ein Trajekt. Wir werden als Informationen transportierende selbst corporal und mental transportiert.

Die Technik, um in diesen komplexen Zeichen-Verbindungen den Überblick zu erhalten und zu behalten, ist, die eigene Beweglichkeit so zu erhöhen und die erwünschten Verbindungen zu erstellen, dass wir in einem frei flottierenden Zustand sind, ähnlich dem freestyle, dem Ausscheren vor zu grossen Systemzwängen (bei sportlichen Betätigungen). Wir befreien uns von alten Mustern zwanghafter Wahrnehmung und versuchen in der befreiten Rezeption befreiende Zeichen, respektive unsere eigene Vorstellung von Qualitäten, von Zusammenhängen und Alternativen zu finden.

Und wie bei allen Brüchen mit vergangenen, etablierten und überholten Modellen der Wahrnehmung, so ergeht es uns auch beim freestyle nicht anders. Es ist nicht einfach, das Neue zu gestalten, weil vieles am Alten immer noch gut ist, eine andere Wertung erhält, vieles an Neuem sich nicht bewährt und schliesslich, sobald etwas erfolgreich ist, dessen Qualität auch wiederum hinterfragt werden muss. Und damit sind wir wiederum in der Zapping-Zone angelangt: Im Moment, wo das Programm zu einfältig geworden ist und neue Techniken der Kommunikation sich etabliert haben, müssen wir versuchen, den festgefahrenen Systemzwängen zu entkommen und nicht nur zwischen bekannten Qualitäten herumzappen, sondern im Freiraum des Zappens selbst uns frei bewegen. Auch dabei gibt es genügend Widerstände, sodass keine Gefahr besteht, wir würden uns in der Zapping-Zone verlieren.

Ereignet sich in der Zapping-Zone der Moment der Mediatisierung, so ist dieser eine Ekstase. Ein Heraustreten aus dem Üblichen, das bis zu einem Punkt gesteigert

werden kann, an dem wir rundum glücklich in Raum und Zeit aufgehen. Gegensätze lösen sich in Zustimmung auf und statt Mangel herrscht Genuss. Dieses Ausser-sich-Sein ist bestimmt zunächst ein individuelles Gefühl. Denn jedes Individuum ist auf sich gestellt und muss sich vornehmlich um seine Selbst-Darstellung kümmern, sein von ihm gewünschtes und erstrebtes Image – mit seinem Körper und den präferierten Medien – gestalten. Da Image aber immer eine gesellschaftliche Angelegenheit ist, müssen wir akzeptieren, dass wir (je nach dem Wirkungsgrad, den wir anstreben) ohne ein gewisses Management nicht vorankommen. Genügt es uns im kleinen Kreis, familiär und lokal bekannt zu sein? Oder wie weit und wie lange soll unser Namen Berühmtheit erlangen? Es kommt darauf an, in welche Richtung unser Begehren tendiert: Ob zum Lokalen oder zum Globalen. Denn in diesem Zusammenprall des Kleinen mit dem Gigantischen leben wir, auch in der Zapping-Zone. Denken wir nur an die Datenfülle, die wir via Internet durchforschen können. Und andererseits an die Hilfe, die wir durch eine präzise Zusammenfassung erhalten, welche dies oder jenes auf den Punkt bringt. Der Alltagsverstand prallt unvermittelt auf das Allwissen.

Das durch die Medien verbreitete und präsente Image ist aber genauso vom Verschwinden bedroht wie dasjenige, welches sich ohne Management mit einem bescheidenen Bekanntheitshorizont begnügt. Wer Image will, muss sich dauernd darum kümmern, denn ohne Image sind wir mental in den Medien nicht präsent. Image ist so gesehen der «Wert», den wir für die Gesellschaft darstellen. Und weil diese Werte auf der Oberfläche der Medien dargestellt und immer neu arrangiert werden, sind sie der Richtwert des gesellschaftlich Präferierten. Da die Medien als solche jedoch keine Wertung sind, können diese Richtwerte nicht nur sinnvolle Imagebildung darstellen, sondern im selben Moment den Unsinn repräsentieren, der durch die Häufigkeit medialen Aufscheinens als Sinn deklamiert wird.

Diese Doppeldeutigkeit des Medialen kommt in den Public Relations besonders prägnant zum Ausdruck. Da wir den grössten Teil unserer «Bekanntes» nicht persönlich, sondern aus den Medien kennen, können wir uns

nur auf das durch die Medien erstellte Image beziehen. Selbstverständlich ist das bei allen historischen Figuren auch so. Deshalb haben wir von ihnen nur eine oberflächliche Vorstellung, ihr Bild wurde und wird je nach Ideologie geformt und interpretiert; auch wenn wir vom Hörensagen bereits einen Eindruck gewonnen haben. Dieses verschwommene Bild von Mitmenschen wird heute durch die Medien zwar hoch aufgelöst und in unzähligen Variationen vermittelt, dennoch werden wir ihnen nie hinter dem Image wie in tatsächlicher Präsenz und dem ungeschminkten Subjekt begegnen. Und das ist der zentrale Punkt im Management, der Werbung und den Public Relations. Was wir ja wissen sollten! Und dennoch bleibt uns nichts anderes übrig, als uns ebenfalls unsere eigene Ansicht der Dinge, der Zusammenhänge und der Persönlichkeiten zurechtzulegen und können in der Beurteilung nicht sicher zu sein. Wir folgen unseren Ahnungen.

Bei den Informationen, die uns durch die Medien erreichen, bewegen wir uns immer auf unsicherem Terrain, auch wenn vieles dokumentarisch, wissenschaftlich und seriös recherchiert ist. Denn nur beim tatsächlichen Umgang mit Mensch und Tier und Orten des Geschehens, in der aktuellen Atmosphäre, haben wir eine Fülle von Eindrücken, von Bezügen und vor allem von Interaktionen. Wenn auch geistige Belange durch die Medien und die Erziehung gebildet werden, so wird der Geist genauso durch Erfahrungen bestätigt und erweitert. Die alltäglichen Erzählungen und Geschichten werden zu Diskursen verdichtet und durch diese wiederum verändert.

Es ist überdeutlich: Jede/r ist in die unvorstellbaren Dimensionen des Universums gestellt, ist in die global-orbitale Konstellation verwickelt und in einen persönlichen Horizont verstrickt. Wohin wir uns auch wenden, wir nehmen nur Splitter des Ganzen wahr, und bilden uns dennoch ein, alles zu sehen. Wir zappen, irren umher, können nicht genug bekommen, wollen alles sofort haben, finden keine Zeit und sind immer beschäftigt. Und weil wir uns daran gewöhnt haben, fühlen wir uns doch wohl, es ist unsere Kondition. Wir haben die Grenzen des Verstreuten, des Inkompatiblen so gut es geht aufgelöst oder wenigstens vermischt. Es gelingt uns in

der «Zone», im Bewusstsein Vieles mit Vielem zu verbinden, ein Teil des Miteinander zu sein. Miteinander bedeutet aber nicht mehr das Ideal der Familie, des Grossoikos und des Zusammenseins, also Gemeinschaftliches, selbst wenn es dieses bestimmt auch noch gibt.

Miteinander heisst seit dem Impact der Medien der zunehmende Anteil des Mediatisierten in unseren Beziehungen. Nicht nur mit den sogenannten Bekannten, sondern auch mit den Medien als Objekten, die wir uns aneignen müssen, oder sie beherrschen uns bereits, indem wir zu ihren Bediensteten werden. Denn sie werden immer «intelligenter», nicht nur um uns zu entlasten, sondern auch um an unsere Stelle zu treten. Vieles in unserer hypermodernen Zeit würde ohne diese Objektverschweissung mit uns Subjekten gar nicht mehr funktionieren.

Waren es in der Warenästhetik (im Styling) die Gebrauchsgegenstände, die um uns buhlten, sind wir es, die im Selfstyling in einem Masse sich um eine Verobjektivierung kümmern, um uns ihrer Superästhetik anzugleichen. Die Schaufenster sind nicht mehr ein Gegenüber, in dem wir die Waren betrachten, sie kommen uns entgegen und nehmen uns gefangen, indem sie uns umstellen. Der Funke der Angleichung an die makellose Ästhetik der Objekte, der Materialien und Medien springt nicht nur auf unsere Wünsche als Ideen über. Die Objekte materialisieren sich in, an und um uns, sodass wir zu Übergangsobjekten mutieren, die sich länger und besser am Leben erhalten können.

Zeigten die Transi-Skulpturen den hinfälligen Körper nach dem Tode, wie er von Getier zerfressen wird, jedoch im Jenseits entmaterialisiert weiterlebt, so soll unser Körper im Hier und Jetzt so lange wie möglich erhalten und jugendlich bleiben. Transzendiert wird er durch seine mediale Erscheinung und dadurch auch über den Tod hinaus. So lange die entsprechenden Wiedergabegeräte und die dazugehörigen Informationsträger funktionieren, ist der Medienkörper abrufbar und wir treten in Kontakt zu Wiedergängern. Die projizierten Körper sind die Oberfläche, auf die sie einmal gebannt

wurden und sie reagieren exakt nach der apparativen Vorgabe.

Ein unheimliches und doch alltägliches Spiel, dessen Regeln den objektiven Gegebenheiten der Mechanik, Energie und Reparatur folgen. Damit die Objekte uns reizen, erhielten sie parallel zu den apparativen Medien und wie diese dasjenige Design, welches in seiner Form nicht nur optimal funktioniert, sondern zu einem Fetisch wird. Diese Objekte sind nicht nur Gegenstände, sie sind liebenswert, erhalten einen Nimbus, der uns mit seinem Glanz erfüllt. Sie sind zu Symbolen geworden, die uns kennzeichnen sollen, sie sind das Logo, das uns auszeichnet, Erkennungszeichen. Unser Blick folgt diesen Informationsteilchen und wir erstellen zappend ein flüchtiges, oberflächliches Bild und sind selber ein solches.

Sind Körper und Geist eine unentwirrbare Einheit, so gehören auch Subjekt und Objekt, System und Umwelt, Form und Medium, global und lokal, Nähe und Ferne in ständig gegenseitigem Hin und Her, in Verbindung und Abstossung zusammen. Dieses Spiel endet nie, da sich in ihm die Dynamik des Lebens offenbart und verbirgt. In unserer Zeit der nicht enden wollenden Show, des Kampfes um Aufmerksamkeit, der neoliberalen Ökonomie der Gewinnsteigerung, ist die Übertreibung Trumpf. Massenweise gesehen obsiegen das Auffällige, Lärm und Getöse, Bluff und Glamour. Was durch das entstehende Übergewicht dieses einen Pols – im Kampf um die Vormacht – immer der Fall ist: Vordergründigkeit, Oberflächlichkeit, Kurzfristigkeit und Rechthaberei.

Es geht in unserer Gesellschaft primär um plakative, simple Slogans, die in den Köpfen der Masse durch unerbittliche Wiederholung implantiert werden. Dem Augenfälligen, Unüberhörbaren der Massenmedien können wir nicht entkommen. Sie hinterlassen in uns allen Spuren, die zeittypischen Klischees. In der Erinnerung werden sie als uns verbindende Elemente geschönt, als Zeichen des Zusammenseins sentimentale Versatzstücke, welche ihre Banalität vergessen lässt. So sind Displays: Wie sie die Dinge präsentieren, geben sie sich in ihrer Verfügungsgewalt verspielt und sie arrangieren Das-

selbe immer wieder als das Neue. Weil das Neue das Frische, Schöne, Unverbrauchte ist, spricht uns dieses in unserem Verlangen nach dem Schönen und für uns Guten direkt an, es umgarnt uns unbewusst. Die Zurschaustellung des Begehrten ist das wiederholte und erneute Wachrufen der Dingwelt als Fetische und Symbole. Immer öfter werden auch Dinge im rituellen Gebrauch als Ereignisse organisiert, um uns als Kollektiv zu fühlen, zu integrieren.

Was Dauer, Bestand und wer das Sagen hat, wird durch die Feier des Instantanen in einer hektischen Folge von Aktionen und Events, in einer nicht durchschaubaren Betriebsamkeit gepflegt. Das Altbackene, Konservative und Etablierte soll der Dynamik des freien Marktgeschehens weichen. Dabei wird mit dem Schwung des Aktuellen das Bewährte gerne übergangen, um das Angesehene zu etablieren. Doch niemand ist mit den Brandmarks so präsent wie die eingesessenen, erfolgreichen und sich am innovativsten gebenden Unternehmen. Wirklich Neues, also noch Unbekanntes, hat es da sehr schwer überhaupt an uns heranzukommen. Das Interessante ist zu klein, finanziell zu schwach. Doch um so zu sein: Sollte es nicht klein, lokal, raffiniert, kultiviert bleiben? Kann es die global bekannten Marken irgendwo nicht geben? Müssen überall auf der Erde dieselben Marken angepriesen werden? Dann ist das Display als Zurschaustellung etwas, das eigentlich immer dasselbe zeigt, auch wenn das Display noch so perfekt ist.

Selbstverständlich gibt es für alles eine logische, entsprechende Grösse. So gibt es auch berühmte, wenig bekannte und unzählige unbekannte Geschichten und Erzählungen. Im Grunde genommen hat jede/r ihre und seine unverwechselbare Geschichte als das Leben, das so und nicht anders abläuft. Welche Zwänge gehen aber von welchen Geschichten als vorbildliche auf wie viele Menschen über, die gar nichts mit gerade diesen Geschichten zu tun haben? Sollte nicht eher eine individuelle Geschichte im Rahmen dessen bleiben, was sie in ihrer Wirkung vernünftig hält? Hierbei erkennen wir, dass wir primär von der grossen Geschichte, von ihren Direktiven gelenkt werden. Und diese Lenkung breitet

sich in wenigen, gigantischen Blöcken und Ideologien über den Globus aus. Als Form der Herrschaft, als ein Fundament, ohne das wir scheinbar nicht auskommen, den Halt verlieren.

Die Betonung des Grossen und Kleinen ist deshalb wichtig, weil ihre Polarisierung im Prozess der Globalisierung unter dem Aspekt der Macht und der Gewalt ins Absurde getrieben wird. Gigantismus gibt es seit dem Aufkommen der Hochkulturen, und eine gewisse Grösse hat uns sicherlich immer begeistert: die Dimension des Grosszügigen, der Weite, des Reichtums und der Verschwendung. Es kommt aber doch auf die Bedingungen an, wodurch und wofür Grösse zustande kam und kommt. Insofern sind im 20. Jahrhundert viele Rekorde an Brutalität, Unmenschlichkeit in Bezug auf ihre Häufigkeit gebrochen worden. Und wir dürfen uns ruhig wünschen, ja fordern, dass wir es auf unserem geplagten und schrumpfenden Planeten wieder mit Verhältnismässigkeit zu tun bekommen.

Man kann nichts dagegen haben, dass die Hälfte der Menschheit in zum Teil riesigen Städten lebt, aber sich sehr wohl darüber entsetzen, unter welchen Umständen immer grössere Teile der Bevölkerung in Slums vegetieren, dass sich Reichtum bei unverschämt wenigen Tycoons anhäuft, dass Luft und Wasser in globalem Massstab vergiftet werden, um nur wenig zu nennen. Von diesen Gegebenheiten sind wir alle betroffen. Denn Gross und Klein sind verschränkt, treffen irgendwie aufeinander, will man responsabel sein. Dafür brauchen wir die Arbeit am Sinn und an der Sinnggebung durch die Megamaschine Globalisierung. Dabei gesellt sich der Unsinn von selbst zum Sinn, weshalb wenigstens die formale Seite des Mentalen zur freien Verfügung über die Medien erfüllt sein sollte: das Zappen, Sampeln und Surfen.

Durch die uns umhüllende Medien-Sphäre wurden Praktiken der «relativen» Beherrschung der Programme entwickelt. Zappen hat sich als eine Art Überbegriff der Rezeption etabliert: Zapping ist zunächst der Programmwechsel während der Werbung. Flipping das Überspringen aller Programme. Hopping das gleichzeitige, paral-

lele Verfolgen mehrerer Sendungen. Switching das Suchen nach interessanten Sendungen. Es leitet sich vom ethnologischen Rollenspiel, von der Mimikry und dem Eintauchen in ein städtisches Untersuchungsgebiet ab. Zapping kommt von Zap, welches für das Verdampfen von Weltraumverbrechern mittels Laserkanonen in Comics Verwendung fand.

Zappen ist das persönliche Auswählen, die bewusste Aufmerksamkeit beim Medienkonsum. Zappen ist ein splittärästhetischer Prozess, ein Ansammeln von Details. Hinter dem Zappen zeigt sich der Wunsch einen individuellen Überblick im Chaos der Globalität zu gewinnen, um lokal/mental momentan einen eigenen Standpunkt zu gewinnen. Zappen ist auch Produktion, wenn wir die Medien als Angebote von Informationen sehen, aus denen wir uns den «Zeitgeist» zusammensetzen. Dafür gibt es kein vorbildliches Exempel; wenn wir uns nicht nur als Rezipienten verstehen, sondern auch als Produzenten. Denn als solche sampeln wir uns die Bilder, Texte und Töne, welche wir als Teil des Ganzen akzeptieren, wir passen sie uns an und drücken damit wiederum unsere Sicht der Welt aus, damit wir verstanden werden.

Die Sprache ist die zweite Welt, mit der wir die erste ausdrücken oder umgekehrt. Die Medienwelt ergänzt und überflutet jedoch die Sprache mit ihren Bildern, Texten und Tönen, die zu gebrauchen und zu verstehen wir gleichfalls aufgefordert sind. Wer kann sich noch vorstellen keine Fotos zu besitzen, keine Tonträger, kein Handy, keine Multimedien? Um diese Medien-Sprache zu verstehen folgen wir den Künsten als Wegweiser durch den Dschungel der Gestaltung.

In der Vielzahl und Geschwindigkeit der Auswechslung der Bilder, Texte und Töne ist es nicht erstaunlich, wenn aus diesem Wirrwarr eigentlich wenig Neues auftaucht. Es sind die Klischees, die auf uns niederprasseln, um uns in dem zu bestätigen, was Erfolg hatte und hat. Und dadurch wahrscheinlich auch weiterhin Erfolg haben wird. Denn die Aufmerksamkeit gilt dem Erfolg und demjenigen, was als Erfolg wiederum auf sich auf-

merksam macht. In Bezug auf die Werbung und die Warenwelt sind wir an diese Kette des Erfolgs gewöhnt. Dass sie aber auch auf die Kunst bezogen der Fall ist, überrascht. Sicherlich hat die Kunst nicht diese globale Präsenz wie es bei der Wirtschaft der Fall ist, doch als Teil der Wirtschaft (Ökonomie) haben vor allem traditionelle Formen der Kunst viel Zuspruch. Und der Handel mit bestimmten Genres der Kunst blüht.

Doch was versteht man heute unter Kunst, wenn sie als Abstraktion und übergeordneter Begriff zu den Künsten so genannt wird? Ist es nicht Idealismus und zu einfach, einen Sammelbegriff für ein so grosses Spektrum an künstlerischen Äusserungen zu verwenden, die zu allem noch Avantgarde, Klassik, paläolithische Malerei, architektonische Ruinen und Zweckbauten umfassen und als Crossover nicht nur Antikunst, Multimedia und Readymades mit sich führen? Tatsächlich hat sich der Kunstbegriff dermassen erweitert, dass er schier alles umfassen kann und doch nicht. Nämlich dann, wenn wir Kunst als eine zwar subjektive Wertung verstehen, die jedoch nicht ohne objektive Bezugnahme im jeweiligen gesellschaftlichen Rahmen zustande kommt. Kunst ist eine Übereinkunft, die im Fortschreiten der Zeit die Vergangenheit verarbeitet und die Zukunft eröffnet.

Sind wir uns bewusst, dass es massenmedial fast keine Kunst gibt, weil da die Klischees herrschen, heisst das noch nicht, dass individuell je nach Geschmack – fast alles mit dem Qualitätssiegel Kunst bezeichnet werden kann. Es muss Argumente geben, eine Form, eine Zone, über die wir uns verständigen; dass sie mehr ist, anders ist und deshalb einen Wert darstellt, der uns so viel bedeutet, dass wir ihn tradieren wollen. Und das jenseits der Basisrituale Geburt, Initiation, Hochzeit und Tod. Ebenfalls sind damit auch nicht Kulte, Religion u.a. gemeint. Es ist ein virtuelles Netz, das verbindet und sich auch aus diesen Ritualen und Bereichen nährt und dennoch von ihnen unterschieden ist. Indem es etwas formt und benennt, etwas zum Klingen bringt, das uns im Hier und Jetzt in einen Zustand versetzt, in eine Zone führt, die uns zu uns bringt, in der wir uns ausser uns fühlen. Es ist etwas Unerhörtes, das wir doch empfinden können, weil wir bereit waren, es wahrzunehmen. Ein Zwi-

schenzustand, ein Dazwischensein, das sich momentan ereignet, das von unbestimmter Dauer ist. Wir versetzen uns und werden versetzt, indem Kunst auf uns einwirkt, wir sie empfangen und gleichzeitig erkennen, sowie sie festhalten und bereits losgelassen haben.

Entsprechend den Künsten kann die Kunst als darstellende oder bildende objektgebunden oder als Akt in kurzen Momenten, in einer gewissen Dauer sich ereignen und als solche erkannt sein oder nicht. Kunst eröffnet sich erst nach einer gewissen Zeit (vielleicht nach Jahren), in der man sich mit ihr beschäftigt hat. Wobei es keine Rolle spielt, ob man selbst in gewissen Disziplinen eine Begabung hat oder nicht. Kann man die im jeweiligen Medium auftauchende Form als Knoten des daraus erstellten virtuellen Netzes, der Zone der Kunst erkennen, sind wir in Kontakt mit einer Kraft, die sich aus dem Zusammenspiel von Wahrnehmung und Erkennen bildet. Dabei ist unser Interesse dermassen gefordert, dass wir sowohl voll von ihm sind wie wir uns auch gar scheinbar von uns selbst gelöst haben, um im Kunstwerk zu sein.

Dieses Gefühl (wie) in der Kunst zu sein, gibt es vermeintlich auch, wenn wir Speise und Trank geniessen, das Spiel der Liebe treiben, sportliche Leistungen erbringen, schöne Menschen oder Tiere bewundern, den Objektkult pflegen oder in landschaftlichen Stimmungen schwelgen. Diese Erlebnisse benötigen jedoch kein virtuelles Netz, das als Muster der Muster uns in einer Metaebene den Genuss des Genusses als verobjektivierten Genuss als körperliches und mentales Ereignis gewährt. Selbst wenn sich Kunst und Design noch so nahe kommen können, Design ist keine Kunst, sondern die Erfüllung eines Zwecks als Gebrauchsgegenstand. Ein schöner Körper erfüllt uns mit Wohlgefallen solange wir ihn ansehen oder eine Gesteinsformation so ist, wie sie schon lange war und bleiben wird. Der Kunst eignet im Unterschied dazu die zu verschiedenen Zeiten phylogenetische Konstante der Ähnlichkeit und die ontogenetische Divergenz, welche sich in dem historischen Zeitpunkt ihrer Verbindung zur Kunst den überzeugenden Ausdruck und die gelungene Darstellung

gefunden haben und verändert wiederum finden werden.

In der Eventkultur zeigt alles in Richtung direkten Erlebens, um subjektiv betroffen und involviert zu sein. Es ist eine Umklammerung durch die Gefühle. Die Medien als der Zusammenhalt der Gesellschaft zielen mit den avanciertesten Technologien von überall her auf unser Inneres: als Aussen und Gegenüber, als das Andere. Dabei geht es nicht um unsere Freiheit sondern um den Zwang zur Gefolgschaft. Bildet sich in der Kunst durch individuelle Wahl und Erkenntnis eine Zone mentaler Produktivität, so wollen die Medien eine Masse von Konsumenten als vom Produkt Abhängige. Selbstentscheidung verändert sich in Fremdbestimmung.

Gerade diese Richtungsänderung ist es, welche die Kunst für unsere Zeit so bedeutsam macht. Sie hilft uns die Unterscheidung zwischen dem, was wir wollen und dem, was wir in Bezug auf unser Erkennen wollen sollen, zu treffen, und somit unsere Haltung im jeweiligen gesellschaftlichen Kontext zu bestimmen. Es kann ein sehr feiner Unterschied sein, doch das Zünglein an der Waage, die Kunst, ist die Freiheit der Entscheidung.

Selbstverständlich kann man das Innen (Selbst) nicht vom Aussen (Umwelt) trennen. Wir wollen Unangenehmes vermeiden und werden Lustvolles bevorzugen. Verschiedene Charaktere werden unterschiedlich auf Einflüsse und Angebote reagieren. Doch eine gewisse Feinfühligkeit werden wir uns in unserer hochkomplexen Gesellschaft leisten können. Die feinen Unterschiede zu pflegen und zu verteidigen, das sind individuelle Wertvorstellungen. Diese wiederum sind Unterscheidungen, die wir als individuelle Präferenzen und Freiheiten in der Gesellschaft geniessen und pflegen. Mit der Kunst als Werkzeug der Bewertung können wir die Differenzierung einüben und verfolgen.

Kunst ist mentale Freiheit, für die uns die Gesellschaft einen gewissen öffentlichen Freiraum offeriert. Wie dieser Freiraum genutzt wird, ist Sache sowohl des jeweiligen Gesellschaftssystems als auch seiner Mitglieder. Selbst wenn man persönlich nicht mit den Vorstellungen des Systems konform geht, kann man dennoch mit seinen eigenen Ideen leben. Auch wenn man ein krasser

Aussenseiter sein sollte, die Toleranz gegenüber den Künstlern ist – mit Ausnahme von Diktaturen – seit der «Autonomie» der Kunst gewährleistet. Die Freiheit des Denkens ist, selbst wenn sie nicht der Fall zu sein scheint, individuell immer gegeben. Diese ist der Garant für die Kunst und ihre phylogenetische Konstanz. Denn wie könnte sie sonst seit ihrem Auftauchen mit dem Cro-magnonmenschen (auch wenn sie damals noch nicht so genannt worden ist) in so beeindruckender Art und Weise in vielfältiger Form sich ausgedrückt haben? Wenn die Kunst zu etwas gedient hat, so dazu das uns Menschlich Allzumenschliche in jeweils ähnlicher und zu ihrer Zeit verbindlichen Form vor Augen geführt und zu Ohren gebracht zu haben.

Der Blick zurück ist, wie derjenige nach vorne, das Heranzoomen von Daseinsweisen, die einmal (vermutlich) geherrscht haben und die einmal (vielleicht) der Fall sein könnten, wenn wir uns entsprechend verhalten. Dabei versuchen wir uns in der Gegenwart zu situieren und Erkenntnisse zur Weltlage zu erhalten. Glaubt man den fast ausschliesslich über Terror und Co. reportierenden Massenmedien, ist diese Extrapolation für den geschrumpften Planeten Erde repräsentativ. Wenige machtpolitische Punkte, Unglücksfälle und Konflikte werden dermassen vergrössert, dass sie uns als das aktuelle Weltbild überwältigen. Dieser Zoomeffekt ist die Aufmerksamkeit, welche die Megamedien als Globalität generieren.

Ein solcher «Welt-Raum» ist eine mentale Einengung, ein zwanghaftes System, eine Art Diktatur, die seit den faschistischen und kommunistischen Massenbewegungen des letzten Jahrhunderts Fuss gefasst haben. Von den Machthabern – wer immer das ist – wird die Masse als kompakte Majorität beschworen. In ihrem Namen, mit der Einschaltquote, mit einem instantanen Urteil, mit Niveaulosigkeit und schlechtem Geschmack wird auf banaler Ebene argumentiert. Dass die Masse aus Individuen besteht, wird dabei unter den Tisch gekehrt, an dem die cleveren Manipulateure ihre Geschäfte aushandeln. Doch das Zoom ist auch ein Hilfsmittel für das Zappen, wenn wir begriffen haben, dass jede/r das eigene Leben in die Hand nehmen kann – bei entsprechenden Voraus-

setzungen – und aus dem Zusammenspiel der Interessen eine Mentalität gegenseitiger Toleranz und Akzeptanz entsteht. Wenn ein polylogischer Geist den Welt-Raum so erweitert, dass nicht mehr Zwangs-Reduktion, sondern Möglichkeitsformen den Ton angeben.

Möglichkeitsformen sind das Äquivalent zu unseren neuralen Gegebenheiten. Denn das Gehirn fordert uns auf, es nicht nur mit dem Notwendigen zu versorgen, sondern damit es zufrieden ist, täglich herauszufordern: indem wir ihm geistige Nahrung geben. Dabei geht es aber nicht um lexikalische Bestätigungen. Es müssen Steigerungen von Fähigkeiten sein, das Dazulernen, die Anstrengung und Herausforderung, etwas besser zu tun, differenzierter zu handeln und mehr zu erkennen. Wir müssen uns demnach in die Komplexität unseres Gehirns eintunen und es im besten Sinne in seiner Vielfalt gebrauchen, auch in ihm herumzappen, damit die Neuronen feuern und die Augen blitzen.

Die Richtung ist also vorgegeben. Das Medium, ob das Gehirn oder ein Formen generierendes, flexibles Mittel (Medium), muss in seiner Operationalität nicht nur konstatiert werden, sondern hinterfragt und (um)gestaltet werden. Operation als Bewegung muss innerhalb der Bewegung wiederum bewegt und steuerbar sein, denn dadurch wird Information ersichtlich. Eingebettet in Operationen lesen wir aus ihnen Informationen heraus, die selbst als versteckte erkannt werden können, wenn sie nicht rätselhaft oder unhinterfragt bleiben sollen. Vieles wird dennoch ob der schier unvorstellbaren Masse an Informationen trotzdem nicht wahrnehmbar sein.

Wir müssen unser Interesse selbst steuern, bewegt beweglich bleiben, zappen, damit wir dabei nicht nur den Überblick haben, was an Information vorhanden ist, sondern auch der Themen unserer Wahl habhaft werden. Um diese zu verdichten, scannen wir das uns wichtig Erscheinende. Wir sampeln, was wir an Bild, Text und Ton auswählen, um Zusammenhänge sichtbar, lesbar und hörbar zu machen, um momentan zu erfassen, was zu tun ist. So sind wir Teilhaber am Geschehen.

Wenn der eine Pol die Masse ist, der andere das Individuum, so sollte doch klar sein, dass es die Interrelation, die Intersubjektivität, das Dazwischen, die Information

und die daraus gewonnenen Mitteilungen, die Kommunikation, die Mediatisierung ist, die den Zeitgeist und das körperliche Empfinden unserer Tage bestimmen. Jede/r von uns beugt sich gewissen Zwängen und sucht ihre/seine angemessene Freiheit, die Entfaltung der individuellen Fähigkeiten im gesellschaftlichen Kontext. Jede/r ist Teil einer Umwelt als momentan Ganzes, wobei das Ganze sowohl mehr als auch weniger als seine Teile ist, wenn wir uns als Konstrukteure und schicksalhafte Figur verstehen, die sich verwirklicht und über die auch bestimmt wird. Wir sind präsent und Repräsentanten.

Im Verstreichen der Zeit sind wir individuell in durch die die Zeit bestimmenden Geschehnisse eingeschlossen und befreien uns doch – wenn möglich – in persönliche Vorlieben. Öffentlich und privat sind wir durch die Reality der Massenmedien aber dermassen verwoben, dass wir keine fixen Grenzen mehr sehen oder ziehen können – auch weil wir als Selbst von den Anderen abhängig sind und uns mit und in den Anderen finden. Deshalb ist es auch nicht mehr möglich Repräsentanz und Präsenz klar voneinander zu trennen, also wovon wir geleitet werden und was wir selbst bestimmen. Wir treten durch die Medien aus uns heraus, werden durch sie repräsentiert, sind aber auch tatsächlich gegenwärtig.

Wir sind in den Gedanken unserer Bekannten präsent, wie wir an sie denken. Wir informieren uns durch die Medien und veröffentlichen mit ihnen Informationen. Wir verknoten uns in elektronische Netze. Wir verfolgen täglich zehntausende Gedanken und werden von ihnen verfolgt. Wir surfen auf den Wogen unserer Lebenszeit und versuchen das Beste aus ihr zu machen. Wir versammeln immer von neuem die «Daten» unserer Lebensumstände, um sie in den Griff zu bekommen. Und wir bemerken, dass Werden und Vergehen der Strom des Lebens sind.

Gerhard Johann Lischka im Benteli Verlag



Splitter Ästhetik
448 Seiten, 125 s/w Abb.
ISBN 978-3-7165-0905-0



Schnittstellen
Das postmoderne Weltbild
256 Seiten
ISBN 978-3-7165-0988-3



Alles jetzt!
Die Mediatisierung
200 Seiten, 192 s/w Abb.
ISBN 978-3-7165-1306-4



Ansichtssachen
Auf Reisen
112 Seiten, 400 farbige Abb.
ISBN 978-3-7165-1381-1